

KRISZTINA BUSA, MÜNCHEN

## Die Wiederentdeckung Ostmitteleuropas nach der *Wende* Reiseliteratur entlang der Donau\*

Seit der Aufhebung der politischen Teilung Europas steht Reisenden aus Ost und West nichts mehr im Wege, um den jeweils anderen, lange abgeschotteten Teil des Kontinents zu erkunden. Vorliegende Analyse kann den Umfang der in den letzten zwei Jahrzehnten entstandenen Ost-West-Begegnungen nicht beziffern. Sie liefert aber Momentaufnahmen über die Qualität dieser Begegnungen, indem sie exemplarisch untersucht, wie die ostmitteleuropäische Region von drei ausgewählten westlichen Beobachtern kurz nach der *Wende* gesehen wurde. Es wird nach der Motivation der Autoren für die Reise, ihren Themenschwerpunkten, der Ausdifferenziertheit ihres Blickes auf die Region, der Rolle der Grenzen und dem Umgang mit der in bezug auf Ostmittel- und Südosteuropa oft negativ gebrauchten *Vielfalt* in den Reiseberichten gefragt. Dazu werden der Reiseessay von Eva Demski: „Mama Donau“, der Reisebericht von Rüdiger Wischenbart: „Canettis Angst“ sowie Martin Graffs Buch „Donauträume“ näher analysiert.<sup>1</sup>

Die Donau, neben dem Po der einzige Fluss in Europa, der vom Westen nach Osten fließt, gilt als symbolische Route. Sie verbindet und teilt, manifestiert sich als Grenze und Wasserstraße, und ihre Geschichte ist organischer Teil der Geschichte ihrer Anrainerstaaten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wirkten zwei wichtige *Donaupoeten*, die für jeden späteren, so auch für die hier analysierten Berichte aus den 1990er Jahren, als Maßstab gelten: Ernst Trost und Claudio Magris. Drei ältere Berichte dieser Autoren (aus den Jahren 1968, 1969 und 1988) werden zum Vergleich in die Analyse mit einbezogen.<sup>2</sup> Durch diese Ausblicke soll der Frage nachgegangen werden, in welchem Kontext Ostmitteleuropa in vorbildhaften Werken erscheint, und ob die neue Möglichkeit, die Donauländer zu bereisen, auch neue Konzepte für den Umgang mit der Region erbracht hat.

---

\* Gekürzte und überarbeitete Fassung einer Magisterarbeit an der Ludwig-Maximilians-Universität München, angefertigt im Fach Neuere Deutsche Literatur im Sommersemester 2002 (Betreuer: PD Dr. Andreas Schumann und Prof. Dr. Günter Häntzschel).

<sup>1</sup> Alle Zitate sind folgenden Ausgaben entnommen: Eva Demski: *Mama Donau*. Frankfurt am Main 2001; Rüdiger Wischenbart: *Canettis Angst. Erkundungen am Rande Europas*. Klagenfurt/Salzburg 1994; Martin Graff: *Donauträume. Stromaufwärts nach Europa*. München 1998.

<sup>2</sup> Claudio Magris: *Donau. Biographie eines Flusses*. Wien 1988; Ernst Trost: *Die Donau. Lebenslauf eines Stromes*. Wien [u. a.] 1968; *Ders.: Das blieb vom Doppeladler. Auf den Spuren der versunkenen Donaumonarchie*. München 1969.

*Europa zwischen Ost und West*

Ostmitteleuropa, Mitteleuropa, Zentraleuropa, Donauraum, Karpaten-Europa, Zwischen-Europa, Balkan-Europa: Es existieren viele Bezeichnungen, die diese Region zwischen Westeuropa und Osteuropa einzugrenzen versuchen. Die Begriffe *Ostmitteleuropa* und *Mitteleuropa* rufen zuerst geographische Assoziationen hervor, jedoch gehören darüber hinaus zahllose andere Bedeutungsebenen dazu, wie politische,<sup>3</sup> wirtschaftliche und kulturelle Aspekte, die das Bild erst vervollständigen. Die Zwischenstellung dieses Raums und die gleichzeitigen Einflüsse von Ost wie West sind fast die einzigen Merkmale, auf die sich Wissenschaftler, Politiker und Literaten bisher einigen konnten, und bedeutet, dass hier westliche und östliche Charakteristiken aufeinandertreffen. Einige typische Kennzeichen für *den Westen* und *den Osten* werden immer wieder erwähnt, sie besitzen jedoch keine Allgemeingültigkeit und dürfen nur für eine grobe erste Orientierung herangezogen werden. Nach dieser Aufteilung verläuft östlich von Mitteleuropa eine Scheidelinie, welche die Einflussgebiete der römisch-katholischen von der orthodoxen Kirche trennt. Außerdem gebe es ein Modernisierungsgefälle von Westen nach Osten, das zuerst innerhalb Mitteleuropas deutlich erkennbar werde. Darüber hinaus wird Mitteleuropa im Vergleich zu westlichen Demokratien eine geringere wirtschaftliche Effektivität bescheinigt. Je weiter man in die orthodoxe Welt gehe, desto mehr werde man auf eine teilweise oder ganz fehlende Rezeption der Ideen der Aufklärung und der Französischen Revolution aufmerksam.<sup>4</sup> Dazu komme noch der bis zur *Wende* besonders deutlich spürbare Widerspruch, der sich aus einer scheinbar westlich geprägten Geisteslandschaft und aus einer östlich strukturierten politischen wie wirtschaftlichen Gesellschaftsstruktur in Mitteleuropa ergebe.<sup>5</sup> *Mitteleuropa* als ein spezifischer kultur- und geopoliti-

---

<sup>3</sup> Der politische Begriff *Mitteleuropa* verdankt seine große Verbreitung in erster Linie dem liberalen Theologen Friedrich Naumann, der 1915 in Berlin einen Bestseller mit dem Titel „Mitteleuropa“ veröffentlichte. Er rechtfertigte deutsche Expansionswünsche im Osten zwar nicht mit aggressiven Okkupationsabsichten, ließ jedoch an der deutschen Führungsrolle im Osten Europas keine Zweifel aufkommen. Deswegen hatte der Begriff *Mitteleuropa* lange Zeit einen unangenehmen Beigeschmack in Ost- und Westeuropas.

<sup>4</sup> Vgl. auch Heinz *Fassmann*: Wo endet Europa? [http://nibis.ni.schule.de/~vdsjg/Seiten/sin/sin\\_24/europa\\_3.htm](http://nibis.ni.schule.de/~vdsjg/Seiten/sin/sin_24/europa_3.htm) (9. Juli 2008).

<sup>5</sup> Die Zwischenstellung Mitteleuropas im zweigeteilten Europa (kulturell westlich geprägt, politisch von der Sowjetunion unterdrückt) führte in den 1980er Jahren zu intensiven Diskussionen unter ostmittel- und mitteleuropäischen Intellektuellen. Es ging um die Möglichkeiten der Überwindung des Status quo und des Ost-West-Konflikts in Europa, um mit zivilgesellschaftlichen, kulturellen und moralischen Anstrengungen »die Europäisierung Europas durch die Mitteleuropäisierung Mitteleuropas« einzuleiten (György *Konrád*: Der Traum von Mitteleuropa. In: *Aufbruch nach Mitteleuropa*. Rekonstruktion eines versunkenen Kontinents. Hgg. Erhard Busek, Gerhard Wilfinger. Wien 1986, 89). Siehe noch György *Konrád*: Antipolitik. Mitteleuropäische Meditationen, Frankfurt am Main 1985; Milan *Kundera*: Die Tragö-

tischer Begriff im heutigen Sinn bildete sich erst nach dem Ersten Weltkrieg heraus, als mit dem Auseinanderfallen der Österreich-Ungarischen Monarchie auf deren ehemaligen Territorium mehrere kleine Staaten entstanden sind.

*Donaubücher als Vorbilder vor der Wende: Ernst Trost und Claudio Magris*

Der Wiener Autor Ernst Trost verfasste in den 1960er Jahren zwei Reisebücher, die sich mit Ostmitteleuropa beschäftigen. 1966 erschien von ihm „Das blieb vom Doppeladler. Auf den Spuren der versunkenen Donaumonarchie“ und 1968 „Die Donau. Lebenslauf eines Stromes“.

Das erstgenannte Werk geht alten Verbindungen und dem gemeinsamen Erbe in den Ländern und Gebieten der ehemaligen Österreichisch-Ungarischen Monarchie nach. Trost findet in der Architektur, der Gastronomie, den Bildungssystemen, auf infrastruktureller Ebene, aber auch im Gedächtnis der Menschen und in ihrer Sprache zahllose Spuren der ehemaligen Monarchie. Sowohl die Geschichte als auch die damalige Lage der vielen Minderheiten wird umfangreich behandelt. Trost zeichnet ein historisches Bild, dem zufolge die Monarchie in erster Linie wegen des Nationalismus der Kronländer auseinandergefallen sei, woraufhin die kleinen Nationalstaaten den Expansionsplänen des Deutschen Reiches und dann der Sowjetunion anheimfielen.<sup>6</sup> Die österreichische Monarchie wird als eine vielgestaltige Einheit dargestellt, die sich ihrer Einheit jedoch nicht bewusst war. Sie habe untergehen müssen, da sie ihrer Zeit zu weit voraus gewesen sei.<sup>7</sup> Die Anzeichen der Rückbesinnung auf die österreichische Vergangenheit in den ostmitteleuropäischen Ländern bewertet Trost als Zeichen der Unabhängigkeitsbestrebungen der Ostblockstaaten gegenüber der Sowjetunion. Die Grundlagen für Trosts Spurensuche bilden also die Zeiten von Kaiser Franz Joseph, die Monarchie ist seine Vergleichsebene. Wien als eine Stadt im Westen übte in den sozialistischen Staaten Ostmitteleuropas in den 1960er Jahren eine große Anziehungskraft aus. Die

---

die Mitteleuropas. In: *Aufbruch nach Mitteleuropa* 133-144; Václav Havel: Versuch, in der Wahrheit zu leben. Reinbek bei Hamburg 1980. Interessant sind auch die in den 1990er Jahren weitergeführten Analysen zu Mitteleuropa: Timothy Garton Ash: Mitteleuropa – aber wo liegt es? In: Ders.: Ein Jahrhundert wird abgewählt. Aus den Zentren Mitteleuropas 1980-1990. München/Wien 1990, 188-226; Václav Havel: Sommermeditationen. Berlin 1992; György Konrád: Die Erweiterung der Mitte. Europa und Osteuropa am Ende des 20. Jahrhunderts. Wien 1999.

<sup>6</sup> Trost: Doppeladler, 21. Trost vernachlässigt dabei die Ambivalenz der nationalstaatlichen Bestrebungen: Natürlich waren sie einerseits von Nationalismus und Separatismus geprägt, aber andererseits waren sie auch Ausdruck des in ganz Europa wachsenden Wunsches nach Demokratie und Selbstbestimmung. Die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie hielt jedoch an dem alten Herrschaftssystem des Kaiserreiches fest. Als ihre Macht nach dem Ersten Weltkrieg zerfiel, riss sie auch die letzten einigenden Bande des Vielvölkerstaates mit sich nieder.

<sup>7</sup> Ebenda, 30.

überwiegend positive Reaktion auf Trosts Ideen und auch auf seine Person als Wiener bei den im Buch erwähnten Gesprächspartnern sollte auch mit diesem Lockruf, nicht nur mit den Kontinuitäten aus dem Kaiserreich in Verbindung gebracht werden.

Trosts zweitgenanntes Buch ist während einer Donaufahrt zur Mitte der 1960er Jahre entstanden, als er mit dem österreichischen Frachtschiff Kammegg von Wien nach Ismail reiste. Er sammelte seine Eindrücke, während er mehrere Tage unter den Schiffsleuten verbrachte.<sup>8</sup> Alle drei analysierten Reiseberichte erwähnen dieses Buch als Vorbild, Martin Graff widmet seine Beschreibung sogar ausdrücklich dem Wiener Donaupoeten.

Trost bleibt auf seiner Reise relativ dicht am Lauf der Donau, erzählt in erster Linie über Städte, Gebäude und historische Ereignisse entlang des Ufers. Wichtiger Bezugspunkt ist der Nationalismus in den einzelnen ostmitteleuropäischen Ländern sowie deren Umgang mit den Minderheiten. Trost will dem Schein, die kommunistischen Machthaber hätten die Minderheitenprobleme gelöst, nicht ohne weiteres Glauben schenken. Er bezieht sich überwiegend auf Ereignisse aus der Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie und auf Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Dagegen wird die Zwischenkriegszeit kaum reflektiert, die mit den nationalstaatlichen Entwicklungen meist sehr turbulent war. In den Kapiteln über die ostmitteleuropäischen Länder findet Trost auch Spuren des Sozialismus in Wirtschaft und Gesellschaft, aber auch Bestrebungen der Bevölkerungen nach Wohlstand bei politischem Desinteresse. Gesprächspartner treten zum größten Teil nur zur Illustration der Autorenmeinung auf. Die ostmitteleuropäischen Gesellschaften werden als dichotom, bestehend aus kommunistischen Machthabern und einfacher Bevölkerung, wahrgenommen. Die Donau verleihe den Anrainerstaaten eine Prise Internationalität, obwohl alles, was auf dem Fluss geschehe, von der Sowjetunion kontrolliert werde. Insgesamt zeichnet Trost von den ostmitteleuropäischen Staaten ein Bild, das geschichtsreiche Vergangenheit, kommunistische Unterdrückung mit mehr oder weniger großen Freiheiten, Minderheitenprobleme und den Wunsch nach Wohlstand einschließt. Offene Fragen lässt Trost nicht zu, sondern bemüht sich um ein kompaktes, abgeschlossenes Bild.

Während Trosts Werk den Titel „Die Donau. Lebenslauf eines Stromes“ trägt, gibt der Triester Literaturwissenschaftler Claudio Magris seinem Buch den Titel „Donau. Biographie eines Flusses“. Die Nennung der Donau ohne Artikel ist Programm, denn Magris geht es nicht um den Fluss, sondern um lebens- und geistesgeschichtliche Kurzgeschichten. Er ist zwar in realen Landschaften unterwegs, eine Kontinuität seiner Reise lässt sich

---

<sup>8</sup> Trost widmet etwa zwei Drittel seines fünfhundertseitigen Buches der deutschen und österreichischen Strecke der Donau und ungefähr ein Drittel dem slowakischen, ungarischen, jugoslawischen, bulgarischen Lauf sowie dem Delta.

jedoch nicht rekonstruieren. Sein Donaubuch kann man daher nur schwerlich als Reisebericht bezeichnen. Die konkrete Reise entlang des Flusses ist nur Ausgangspunkt für zahlreiche, weit ausholende *innere Reisen* in die ostmitteleuropäische Mentalitätsgeschichte. Magris greift immer wieder einzelne Ereignisse auf, um in weiten Ausflügen und assoziativen Sprüngen seinem umfassenden enzyklopädischen Interesse freien Lauf zu lassen und gleich darauf zum nächsten Sprung anzusetzen. Im Vergleich zu Trost ist darin ein großer Unterschied feststellbar: Magris sucht und bestimmt selbst, wo er sich länger aufhalten möchte. Trost stellt sich eher in den Dienst der Reisenden und Leser, seine Darstellung kommt insgesamt dem Charakter eines Reiseführers näher. Magris bezieht Geistesgeschichte, Philosophie und Literaturwissenschaft in seine Beschreibungen intensiv mit ein, es geht ihm um Haltungen, um Prinzipien, die er in Geschichten, Ereignissen, in Biographien einzelner Personen entdeckt. Er ist sich dessen bewusst, dass Geschichte erst durch »die Wechselbeziehungen und nachträglichen Ergänzungen der Geschichtsschreibung«<sup>9</sup> hervorgebracht wird: »Es gibt eine Zukunft der Vergangenheit, ein Werden, das das Vergangene verändert.«<sup>10</sup> Er versucht deshalb gar nicht erst, ein zusammenhängendes Konzept zu verfolgen. Anlässlich einer Buchpräsentation in Wien charakterisierte er seine Publikation als ein »Werk zwischen Essay und Geschichte«.<sup>11</sup>

Wie Trost stellt auch Magris die Frage nach der Rolle der Habsburgermonarchie in Ostmitteleuropa. Er verweist darauf, dass sich Österreich nach der Niederlage im Kompetenzkampf mit Preußen um die Vorherrschaft in Deutschland verstärkt auf den Machterhalt und -ausbau in Ostmitteleuropa konzentrierte. Infolge dieser Abgrenzung gegenüber Deutschland und auf der Suche nach einer eigenen Identität wurde auch die Donau für den »habsburgischen Mythos«<sup>12</sup> von der übernationalen Harmonie des Vielvölkerstaates unter österreichischer Vorherrschaft instrumentalisiert: »Der Fluß, an dessen Ufern die verschiedensten Völker sich begegnen und vermischen«, wurde dem Rhein, als dem »mythischen Wächter über die Reinheit des germanischen Geschlechts«<sup>13</sup> entgegengesetzt. Magris verweist dezidiert auf die inneren Widersprüche der Donaumonarchie: »Vielleicht erscheint uns das alte Österreich heute oft als kongeniales Vaterland, da es die Heimat von Menschen war, die bezweifelten, daß ihre Welt eine Zukunft haben könnte; die die Widersprüche des alten Reiches nicht auflösen, sondern deren Lösung aufschieben wollten, da sie sich dessen bewußt waren, daß jede Lösung die Zerstörung einiger für die

---

<sup>9</sup> Magris: Donau, 44.

<sup>10</sup> Ebenda, 297.

<sup>11</sup> Anton Zettl: Die Donau und ihre mitteleuropäische Dimension. Gedanken zum neuesten Buch von Claudio Magris. In: Oberösterreichische Heimatblätter 41 (1987) 3, 270.

<sup>12</sup> Claudio Magris: Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur. Salzburg 1966, 13.

<sup>13</sup> Magris: Donau, 30.

Heterogenität des Reiches lebenswichtiger Elemente mit sich gebracht hätte und somit auch das Ende des Reiches selbst.«<sup>14</sup> Die Mittel- und Osteuropäer charakterisiert Magris als Menschen, die in der »Kunst des Überlebens« geübt seien, wobei er vermutete, dass ihnen diese Kunst irgendwann helfen könne, die kommunistische Ära zu überwinden.<sup>15</sup>

### *Gesellschaftliche Veränderungen und ihre Auswirkung auf die Reiseliteratur*

Während des 19. Jahrhunderts wuchs die Zahl der Reisenden dank technischer, sozialer und gesellschaftsstruktureller Veränderungen wie Ausbau der Eisenbahnverbindungen und tourismusrelevanter Infrastruktur, Entwicklung fester Arbeitszeiten durch die Festigung industrieller Produktionsformen sowie infolge planbaren Urlaubs erheblich an. Parallel dazu schritt die Rationalisierung und Standardisierung von Reisen voran. All dies hatte enorme Auswirkungen auf die Wahrnehmungen der Reisenden. Während man zu Fuß oder mit der Postkutsche reisend noch das Gefühl hatte, *in der Landschaft* vorwärts zu kommen, riss die Eisenbahn die Fahrgäste aus ihrem natürlichen, bisher gewohnten Rhythmus heraus.<sup>16</sup>

Die Veränderungen der Reise als gesellschaftliches Phänomen übten über die Jahrhunderte auch auf die Gattung der Reiseliteratur großen Einfluss aus.<sup>17</sup> Noch im 18. Jahrhundert, zur Zeit der Entdeckungs- und Forschungsreisen, galt der Reiseliteratur im Sinne der Aufklärung ein wissen- und faktenorientiertes Interesse, ohne belanglose subjektive Bemerkungen.<sup>18</sup> Die Verbreitung der Romane verlief später parallel mit der Popularisierung der Reiseliteratur, die auch subjektive Töne zuließ.<sup>19</sup> Infolge größerer Subjektivität übernahm die Gattung auch Aufgaben der politisch-publizistischen Berichterstattung.<sup>20</sup>

<sup>14</sup> Ebenda, 41.

<sup>15</sup> Ebenda, 312-313.

<sup>16</sup> Vgl. Monika Wagner: Ansichten ohne Ende – oder das Ende ohne Ansicht? Wahrnehmungsumbrüche im Reisebild um 1830. In: Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus. Hgg. Hermann Bausinger [u. a.]. München 2009, 326.

<sup>17</sup> Vgl. Peter J. Brenner: Der Reisebericht in der deutschen Literatur: ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte. Tübingen 1990, 5; Barbara Korte: Der englische Reisebericht. Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne. Darmstadt 1996, 205; Wilhelm Voßkamp: Gattungen als literarisch-soziale Institutionen. In: Textsortenlehre – Gattungsgeschichte. Hg. Walter Hinck. Heidelberg 1977, 30-31.

<sup>18</sup> Vgl. Adelbert von Chamisso: Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungs-Reise. Weimar 1821; Alexander von Humboldt: Voyage de Humboldt et Bonpland. Paris 1814-1825. In beiden Werken wurde der Verlauf der Reise sowie der wissenschaftliche Ertrag in getrennten Bänden dargestellt. Vgl. auch Georg Forster: Reise um die Welt. Illustriert von eigener Hand. Frankfurt am Main 2007 (englische Erstausgabe: London 1777).

<sup>19</sup> Erstes Beispiel für die *empfindsame Reise*: Laurence Sterne: Sentimental Journey through France and Italy. London 1768.

<sup>20</sup> Im 19. Jahrhundert Heinrich Heine: Reisebilder. Hamburg 1826-1831. Im 20. Jahrhundert Alfred Kerr: Yankee-Land. Berlin 1925; Egon Erwin Kisch: Paradies Amerika. Berlin 1930;

Reiseliterarische Werke galten der Literaturwissenschaft lange nicht als literarische Gattung. Ausnahmen waren Werke wie Goethes „Italienische Reise“ oder Heines „Reisebilder“, deren Autoren durch andere Werke zum literarischen Kanon gehörten. Im Sinne der Autonomieästhetik wurden in der Kunstperiode nicht-fiktive Texte mit Authentizitätsanspruch aus der literaturwissenschaftlichen Analyse ausgeschlossen.<sup>21</sup> Infolge der Entwicklung der Literaturwissenschaft zur Kulturwissenschaft und der Durchsetzung eines breiten Literaturbegriffes hat jedoch die Reiseliteraturforschung in den letzten dreißig Jahren große Fortschritte gemacht.<sup>22</sup>

Reiseberichte verfügen über keine einheitliche literarische Form. Sie bedienen sich fast aller ästhetischen und formalen Darstellungsmöglichkeiten und stellen so eine äußerst hybride Gattung dar: »Grenzüberschreitungen zum Essay, zum Brief, zur Reportage, Skizze, Anekdote oder Abhandlung sind mannigfaltig, und gelegentlich stößt man in Reiseberichten sogar auf Gedichteinlagen.«<sup>23</sup> Die Begrifflichkeit ist, wie einschlägige literaturwissenschaftliche Lexika zeigen,<sup>24</sup> wenig ausdifferenziert. Unter *Reiseliteratur* versteht der überwiegende Teil der Forschung Werke, die auf irgendeine Weise die Reise zum Thema haben. Dazu gehören Reiseführer genauso wie wissenschaftliche Reisebeschreibungen und dichterisch ausgestaltete Reiseberichte. Der Reisebericht im engeren Sinne, der den Kernbestand der Gattung bildet, wird als eine erzählende Darstellung einer realen Reise definiert, die Anspruch auf Authentizität erhebt.<sup>25</sup> *Reisebe-*

---

Alexander *Roda Roda*: Ein Frühling in Amerika. München 1924. Zur Sowjetunion: Alfons *Goldschmidt*: Moskau 1920. Berlin 1920; E. E. *Kisch*: Zaren, Popen, Bolschewiken. Berlin 1927; Ernst *Toller*: Quer durch. Berlin 1930.

<sup>21</sup> Die Gattungstypologien zur Reiseliteratur beispielsweise der Goethezeit fokussieren auf das Kriterium der *Literarizität* und versuchen, die Reiseberichte auf einer Skala zwischen literarischen und nichtliterarischen Werken einzuordnen. Vgl. Manfred *Link*: Der Reisebericht als literarische Kunstform von Goethe bis Heine. Köln 1963, 10; Stefan *Neuhaus*: Warum sollen keine Poeten nach London fahren? Zur Intention literarischer Reiseberichte am Beispiel von Heinrich Heines „Englischen Fragmenten“. In: Heine-Jahrbuch 36. Hg. Joseph A. Kruse. Stuttgart/Weimar 1997, 22-39.

<sup>22</sup> Zu einzelnen Werken und Epochen gibt es mittlerweile ausführliche und fundierte Analysen, trotzdem stehen eine zusammenhängende Gattungsgeschichte und eine ausdifferenzierte Gattungsterminologie noch aus. Der Sammlung und Erforschung der Reiseliteratur widmet sich seit 1992 eine Forschungsstelle in der Eutiner Landesbibliothek. Siehe hierzu (<http://www.lb-eutin.de>) (8. Juni 2009).

<sup>23</sup> *Korte* 13.

<sup>24</sup> Vgl. Michaela *Holdenried*: Reiseliteratur. In: Literaturwissenschaftliches Lexikon. Hgg. Horst Brunner, Rainer Moritz. Berlin 1997, 283-284; Jürgen H. *Koepf*: Reiseliteratur. In: Harenbergs Lexikon der Weltliteratur. Autoren – Werke – Begriffe. Hgg. François Bondy [u. a.]. Dortmund 1995, 2417; Gero von *Wilpert*: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart 2001, 676-678 [Artikel „Reiseliteratur“].

<sup>25</sup> Vgl. Peter J. *Brenner*: Reisebericht. In: Literaturlexikon. Hg. Walther Killy. Gütersloh 1993, Bd. 14, 281-287. Für eine epochenübergreifende Gattungstypologie literarischer und nichtliterarischer Reiseberichte schlägt Brenner vor, anhand der Funktion zu differenzieren, welche die reiseliterarischen Werke in literaturgeschichtlichen und soziokulturellen Zusammenhängen wahrnehmen. Die Konzentration auf den sozialen Vorgang des Reisens ist kon-

*schreibung, Reisebericht, Reiseschilderungen* werden in den meisten Fällen synonym verwendet. Diesem Brauch folgt auch vorliegende Arbeit.

*Allgemeine Merkmale der analysierten Reiseberichte*

Bei den Werken von Demski, Wischenbart und Graff geht es um authentische Berichte mit Erzählern, die die Erlebnisse biographisch realer Autorenpersönlichkeiten wiedergeben. Faktenorientierung, Aktualität, Detailsicherheit, praktische Orientierungshilfe streben sie nicht an. Sie wollen keine Anleitung für eine Reise sein, sondern berichten über eine unternommene Fahrt nach Ostmitteleuropa. Sie streben keine Universalität im Stile eines Baedeker an, sondern versuchen aus einer bestimmten Perspektive einen umfassenden Blick auf die ostmitteleuropäischen Länder zu werfen.<sup>26</sup> Es werden historische, sozialpolitische, wirtschaftliche und kulturelle Zusammenhänge angesprochen, persönliche Erlebnisse erzählt, Einheimische wie andere Reisende interviewt. Es soll eine Totalität eingefangen werden. Dieser Anspruch wird auch durch die gewählte Buchform unterstrichen. Auch negative Beobachtungen werden nicht ausgespart. Die Berichte haben eine bestimmte Fragestellung, auf die sie im Laufe der Reise eine Antwort suchen. Bestehende Verbindungen und Unterschiede innerhalb Europas sollen bewusst gemacht werden. Der Wahrnehmungshorizont der Rezipienten soll erweitert werden, Völkerverständigung sowie Kritik an politischen Haltungen und gesellschaftlichen Zuständen in West- wie in Ostmitteleuropa bilden zentrale Konzepte dieser Reiseberichte.

Alle drei Autoren treten ihre Reisen mit einem für das postmoderne Zeitalter überraschenden Glauben an die Erfahrbarkeit der Welt an. Reiseberichte bieten sonst einen hervorragenden Rahmen für postmoderne Fragestellungen, wie die Beziehung zwischen dem Ich und der Welt, dem Eigenen und Fremden oder zwischen Fiktion und Wahrheit. Solche Fragen werden zwar an mehreren Stellen berührt, die grundlegende Einstellung aller drei Autoren bleibt jedoch von der Überzeugung der möglichen Erkenntnis und eines Überblicks dominiert.

Das Muster der Abgrenzung gegenüber den *normalen Touristen* im Namen eines *echten Reisenden* tritt in allen drei Berichten hervor. Der Kompa-

---

stituierend für die Gattung; sie erfolgt in Bezug auf die Wirklichkeit, die einem historischen Wandel unterliegt, so dass es unmöglich ist, zwischen literarischen und nichtliterarischen Reiseberichten eine Grenze zu ziehen. Die jeweilige Stellung zur Empirie muss immer wieder neu definiert werden. Gleichzeitig ist die Reiseliteratur als Gattung Teil der kulturellen Wandlungsprozesse, an denen sie zum Beispiel durch den Entwurf und das Transponieren von *images* und *mirages* von fremden Kulturen produktiv mitwirkt.

<sup>26</sup> Es gibt heute zahllose Spezialführer für ausgewählte Zielgruppen und für besondere Interessen, die dem ausdifferenzierten Reisemarkt gerecht zu werden versuchen. Infolge dieser Segmentierung sind seit den 1990er Jahren die *Literatur-Reiseführer* immer populärer geworden. Diese neue Form weist einige Parallelen mit den hier untersuchten Werken auf.



ratist Thomas Bleicher versucht die Begleitumstände einer solchen *echten Reise* zu umreißen: In der aktiven Form ist es der Reisende selbst, der sich auf die Suche nach Inhalten begibt, die er aus eigener Erfahrung kennt, und hat er sie gefunden, werden sie »anverwandelt, ins Vertraute entfremdet«. <sup>27</sup> In der passiveren Form sind es die Inhalte, die den Reisenden berühren oder überraschen; besitzt er die Bereitschaft, sich diesen Impulsen zu öffnen, wird er sich selbst verändern. <sup>28</sup>

Ostmitteleuropa zieht die westeuropäischen Reisenden als ein Gebiet an, das zwar direkt vor ihrer Tür liegt, aber trotzdem als »terra incognita« <sup>29</sup> auf seine Entdeckung wartet. Die Region besitzt die Exotik des nahen Unbekannten. Hier sind die unerfahrenen Reisenden meistens überrascht, wie *europäisch* die Gegend doch ist.

*Eva Demski: „Mama Donau“*

Eva Demskis <sup>30</sup> Reiseessay „Mama Donau“ schildert auf 149 Seiten und zwölf Kapiteln die Erinnerungen der Autorin an die Donau. Es handelt sich um keine zusammenhängende Reise, es werden Erinnerungsbilder aus der Regensburger Kindheit, ein Tagesausflug nach Straubing, eine Pressefahrt nach Bukarest 1971, der Drehtermin mit dem ungarischen Schriftsteller Tibor Déry <sup>31</sup> in Budapest 1977 sowie eine Luxusfahrt mit dem Kreuzfahrtschiff *Donauprinzessin* von Passau nach Budapest und zurück (irgendwann nach 1999) zu einem Ganzen verbunden. Die Donau ist das Verbindungselement zwischen den wachgerufenen Geschichten. Der Leser nimmt sie als konstantes Element wahr, das für die Erzählerin über Jahrzehnte unverändert als wichtiger Bezugspunkt präsent blieb. Diesem Zustand des *ewigen Flusses* steht die sich verändernde Autorenstimme gegenüber, die berichtet, wie sie als Kind bei Regensburg in der Donau schwim-

<sup>27</sup> Thomas Bleicher: Einleitung. Literarisches Reisen als literaturwissenschaftliches Ziel. In: *Komparatistische Hefte* 1981/3, 6.

<sup>28</sup> Ebenda.

<sup>29</sup> Trautl Brandstaller: *Die Donau fließt nach Westen. Eine politische Reise von Wien ans Schwarze Meer*. Wien 2001, 11.

<sup>30</sup> Eva Demski wurde 1944 in Regensburg geboren und lebt heute in Frankfurt am Main. Sie studierte Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte und ist seit 1977 freie Autorin. Sie veröffentlichte unter anderem mehrere Romane, Reisebücher und einen Band mit ihren Poetik-Vorlesungen. Detailliertes Werksverzeichnis: *Eva Demski. Bilder und Schriften*. Begleitheft zur Ausstellung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, 12. Januar bis 26. Februar 1999. Hg. Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main. Frankfurt/Main 1999, 54-61.

<sup>31</sup> Tibor Déry (1894-1977) stammte aus einer großbürgerlichen jüdisch-ungarisch-österreichischen Familie, von der er sich früh distanzierte. Als Kommunist musste er nach der Niederschlagung der ungarischen Räterepublik nach Wien emigrieren. Am Anfang der 1930er Jahre kehrte er nach Ungarn zurück und trat 1945 in die Kommunistische Partei ein (Béla Pomogáts: Tibor Déry. In: *Új magyar irodalmi lexikon*. Hg. László Péter. I. Budapest 1994. 430-433).

men lernte und Vertrauen zum Fluss gewann, dann als 33jährige ihren Geburtstag in Budapest feierte und später, in ihren Fünfzigern, begeistert den Reitkünsten der Pferdehirten (*csikós*) in der Puszta unweit von Budapest zusah. Die vielen Stimmen bringen eine Vielfalt von Perspektiven mit sich, die wiederum durch den biographischen Zusammenhang miteinander verbunden werden.

Die Donau ist in ihrer tatsächlichen geographischen Wirklichkeit (und nicht etwa nur als Motiv) die ordnende Größe der Rückblicke. Ein Fluss fließt kontinuierlich und zeitlos von einem bestimmten Ort (Quelle) zu einem anderen (Mündung), und lässt auf seinem Weg zahlreiche Städte an seinem Ufer hinter sich. Demskis Buch folgt genau so einer Choreographie und trägt zu einer Stadt Ereignisse aus unterschiedlichen Zeiten zusammen. Bei Städten, zu denen die Autorin eine langanhaltende und intensive Beziehung hat (zum Beispiel Wien), kann man die einzelnen Besuche nicht auseinanderhalten, hier wird dem Leser ein komprimiertes Bild ihrer jahrelangen Auseinandersetzung mit der Stadt präsentiert. Die Erzählerin stammt aus Regensburg, also einer Stadt an der oberen Donau, wodurch eine Parallele zwischen dem Ursprung des Flusses und den biographischen Anfängen der Autorenstimme gegeben ist. Im weiteren Verlauf des Buches kann diese jedoch nicht aufrechterhalten bleiben.

Nur drei Kapitel widmen sich in „Mama Donau“ ostmitteleuropäischen Städten und Landschaften. Das Kapitel „Tibor Dérys Donau“ beschreibt die Reise eines Fernsichteamts, das 1977 einige Tage in Budapest verbrachte, um über den Tibor Déry einen Porträtfilm zu drehen.<sup>32</sup> Darauf folgt das Kapitel mit dem Titel „Das alte Bett der Donau“, in dessen Mittelpunkt ein Tagesausflug in die Puszta steht. Dieser Ausflug findet im Rahmen einer Fahrt auf dem Luxusschiff Donauprinzessin statt, irgendwann nach dem Krieg im Kosovo, also nach 1999.<sup>33</sup> Das abschließende Kapitel „Die Prinzessin fährt nicht nach Constanta“ ruft Erinnerungen an eine Reise 1971 nach Bukarest – »meine erste Reise in ein östliches Land«<sup>34</sup> – außerdem an eine Fahrt nach Sofia irgendwann nach der *Wende* wach.<sup>35</sup> In die folgende Analyse sollen in erster Linie diese drei Kapitel einbezogen werden.

#### *Die Vergangenheitsinseln von Budapest*

Eva Demski erwähnt zwei Aufenthalte in Budapest, den ersten von 1977, als sie mit fünf Kollegen vom Hessischen Rundfunk den Film über Déry drehte. Ein zweites Mal war sie nur kurz in der Stadt, als das Kreuzfahrtschiff, mit dem sie unterwegs war, dort einen Aufenthalt hatte, bevor die

<sup>32</sup> Demski 115-116.

<sup>33</sup> Ebenda, 127-138.

<sup>34</sup> Ebenda, 139.

<sup>35</sup> Ebenda, 139-149.

Reise mit Bussen in die 50 Kilometer entfernte Puszta weiterführte. Nach diesem Ausflug kamen die Reisenden nach Budapest zurück, um sich am nächsten Tag auf die Rückfahrt zu machen. Wegen des Krieges im Kosovo waren die Brücken bei Neusatz (*Novi Sad, Újvidék*) eingestürzt und blockierten die Donau; so konnte das Schiff nur bis Budapest fahren.

Die Beschreibung Budapests in den 1990er Jahren bezieht sich unmittelbar auf die Erlebnisse in den 1970er Jahren, die Autorin nimmt die Stadt ausschließlich durch die Brille ihrer Erinnerungen wahr. Ohne ihre alten Erlebnisse sind ihre neuen Eindrücke nicht zu verstehen. Dies geht zum Beispiel aus dem Ausschnitt über die Ankunft in Budapest am Ende der 1990er Jahre hervor: »Die Sonne schien über Budapests Pracht, und wir gingen einfach so von Bord, ein paar lächerliche Formalitäten waren schon in Wien erledigt worden. Trotzdem hatte ich für kurze Zeit ein Gefühl, als fehlte was, als hätte ich was versäumt. Und dann sieht die Uferstraße genau aus wie damals. Der Kasten des Duna Interconti, verlässlich häßlich, die Brücken, der schöne Donaubogen und die Margaretheninsel, die hinten im Sonnendunst verschwindet. Die Markthalle hat gewartet und sich den Bauch mit ganz anderen Sachen gefüllt, sich von der Ernährerin, die sich abmüht, ihre Brut satt zu kriegen, zur Verführerin entwickelt mit dicken roten Peperoni – und weißen Knoblauchzöpfen, Designer-Schinken und Pfirsichpyramiden, keine Rede mehr von todgeweihten, schnappenden Karpfen und Blut auf der Erde. Sogar die Kartoffeln sehen frisch gebürstet aus. Oben, auf der Galerie, hängt ein Fahnenwald aus gestrickten Decken. Die Ungarinnen sind schick, wie sie eigentlich immer schon waren. Aber auf der Vatiutca [sic! *Váci utca*], der Renommierstraße, sieht man immer noch zerschossene Häuser, dazwischen McPaper und Daniel Hechter.« (S. 128-129.)

Demski schildert Budapest bei der Abreise folgendermaßen: »Die Ausreise aus Budapest löst einen kleinen, ungenauen Schmerz aus. So viel hat sich geändert, das ist natürlich gut, aber ich habe die Inseln nicht mehr gesehen, diesen Archipel Vergangenheit. Mitsamt der Sprache, den Gesichtern, den Gesprächen, der merkwürdigen und schönen Gelassenheit, an der die Macht abgeperlt war, gleich, wer sie ausübte. Jetzt haben es alle eilig wie bei uns und sehen aus wie bei uns.« (S. 136.) Der Klärung bedürfen die *Vergangenheitsinseln*. Die 1977 33jährige Eva Demski fand in Budapest eine merkwürdige, anachronistische, ungleichzeitige Welt vor. Die Einordnung der Eindrücke fiel ihr schwer, wie die häufige Verwendung des eher neutralen Wortes »anders« zeigt: »eine andere Art Wirklichkeit« (S. 116), »eine andere Zeit« (S. 120). Außerdem tauchen wertende Ausdrücke auf wie »ein herzerreißendes Durcheinander aus versunkener und utopischer Welt, die beide gleichzeitig zu existieren schienen« (S. 117), »Auflösung«, »Unordnung« (S. 119). Die Gefühle in dieser Situation waren dementsprechend ambivalent: »Budapest und der Sozialismus hoben mich aus den Angeln. Ich fand es toll und furchtbar.« (S. 115.) Die Autorin traf in den

1970er Jahren auf Spuren einer von den Kommunisten bekämpften und trotzdem stehen gelassenen, staubig-noblen bürgerlichen Welt. Vertreten war sie im Reiseessay durch riesige Kutscheneinfahrten, Stuckdecken, Majolikakacheln, das Jugendstil-Hotel Gellért mit Thermalbad sowie den schon über achtzigjährigen Schriftsteller Déry. Diese versunkene Welt wirkte auf die Jugendlichen aus dem Westen exotisch, während die Spuren des Sozialismus als bekannt hässlich wahrgenommen wurden. Sie hatte große Anziehung, rief aber auch das Gefühl des Anachronismus, der Fremdheit hervor. Orientierungslosigkeit machte sich in der Gruppe breit, die wegen mangelnder Sprachkenntnisse und des freundlich-bevormundenden und gleichzeitig kontrollierenden Umgangs mit ausländischen Gästen im Sozialismus nicht durch individuelle Entdeckungsfahrten aufzulösen war. Der Sozialismus wurde jedoch nicht nur als bekannt und langweilig hässlich erfahren. Krimiähnliche Erlebnisse wie das *Beobachtetsein*, Kontakt zu Oppositionellen, die schon im Gefängnis gesessen hatten, oder zu Schwarzgeldhändlern gehörten sicherlich nicht zu den alltäglichen Erfahrungen von Menschen, die den Zweiten Weltkrieg nicht erlebt hatten. Der sozialistische Alltag konnte auch seine exotische Seite zeigen.<sup>36</sup>

In Demskis späteren Beobachtungen überwiegt Nostalgie: In Budapest hat sich seit 1989 viel geändert, die Spuren des Sozialismus sind noch zu sehen, die Exotik des Anachronismus, die scheinbare Unbekümmertheit und Gelassenheit, der Macht trotzen gestrig-gelassene intellektuelle Haltung sind jedoch verschwunden, die Leute verhalten sich wie im Westen.

#### *Die Puszta-Exotik*

Demski fährt mit anderen westlichen Touristen in die Puszta, wo zuerst eine Reitervorstellung und anschließend ein »landestypischer Abend« (S. 133) mit Kesselgulasch, Wein und Musik stattfindet. Die Erzählerin erlebt also die Puszta in ihrer touristisch aufbereiteten und überformten Art, die Touristen werden von einer Reiseleiterin geführt. Eine ablehnende oder eher distanzierte Haltung gegenüber anderen Touristen ist bei Demski ein Merkmal, das den ganzen Essay durchzieht. Sowohl auf dem Schiff als auch bei den Führungen in Melk und Wien fallen die Bemühungen der Erzählerin auf, sich von der Gruppe abzusetzen, um nicht als *normaler Tourist* eingestuft zu werden.<sup>37</sup> Auf dem Weg zur Puszta scheint das zuerst nicht anders zu sein, obwohl sich hier die Kritik in erster Linie gegen deutsche Touristen richtet, die einen OBI-Baumarkt entdecken: »einige offenbar heimwehkranken Mitreisende schreien voll Entzücken: Kuck mal, ein OBI! –

<sup>36</sup> Vgl. auch das Kapitel über die Erlebnisse in Bukarest 1971 (ebenda, 139-142).

<sup>37</sup> Vgl. die Führung in der Abtei von Melk (ebenda, 94-95). Diese Haltung ist typisch für die meisten Touristen: Die *normalen Touristen* sind immer die anderen.

als hätten sie das ersehnte Licht der Zivilisation erblickt.« (S. 129.) Die ironisch-distanzierte Ablehnung wird auch durch den Kontext dieses Zitats unterstrichen. Im vorangehenden Satz sinniert sie über die romantischen Mythen, die mit der Puszta verbunden werden, anschließend folgen Erzählungen der Reiseleiterin über »wunderbare Geschichten von Bauernhochzeiten und Reiterfesten« (S. 130). Andererseits beweist genau dieses Kapitel, dass die Grenzziehung zwischen *normalen Touristen* und reflektierenden Reisenden nicht durchgehalten wird: Demski weist entschieden die allgemeine Beschimpfung der »Tourist« (S. 131) zurück, denn sie brächten ja auch Geld und – was noch wichtiger sei – ein wenig Neugier gegenüber Land und Menschen mit.

Die Erzählerin nimmt die Touristengruppe, die sich vor allem aus Deutschen, Engländern und Koreanern zusammensetzt, auf den Bänken in der Puszta nach Reitervorstellung und Musikabend, neben Wein und Gulasch, als eine Wir-Gruppe wahr. Sie beschreibt die Stimmung nach der Vorstellung der Sängerin folgendermaßen: »Aber das war nichts Drosselgassiges oder Riminihaftes, sondern ein anmutiger Ernst und eine Melancholie, die aus der weiten Landschaft sachte zwischen uns Feiernde kroch. Das Grüppchen saß klein und zusammengekauert auf seinen Holzbänken in der großen Steppe, manchmal hörte man die Pferde oder einen Nachtvogel, und an den Tischen unterhielten sich eine in Japan geborene Koreanerin mit einem englischen Landedelmann und ihr in San Francisco lebender chinesischer Mann mit seiner deutschen Tischnachbarin.« (S. 133-134.) Neben dem Zusammenhörigkeitsgefühl der Gruppe wird auch ihre Unterschiedlichkeit und Vielfältigkeit als *westliche Touristen* durch Aufzählung ihrer verschiedensten Herkunftsländer und ethnischer Zugehörigkeiten hervorgehoben.

Während des Ausfluges in die Puszta traf Demski auf relativ wenig Einheimische, wie das bei organisierten Touristenfahrten meistens der Fall ist: Zu erwähnen sind die Pferdehirten, die Reiseleiterin und die Sängerin sowie andere Musiker auf der Bühne; ein direkter Kontakt mit persönlicher Unterhaltung kam nur mit der Reiseleiterin zustande. Diese gilt einerseits als Einheimische, muss aber andererseits ein gewisses Verständnis für die Sicht fremder Touristen mitbringen. Sie nimmt also eine Vermittlerposition ein. Die Reiseleiterin kennt die Binnensicht der Ungarn, die sie den Fremden näher zu bringen versucht, muss aber auch die Außensicht kennen, um die Fragen der Touristen verstehen und beantworten zu können. Ihre Rolle ist auch eine Art Repräsentation des Landes, weshalb man davon ausgehen kann, dass sich das von ihr vermittelte Bild über das Land und die Magyaren mehr einem Soll- als einem Ist-Zustand annähert. Demski schildert die Reiseleiterin als jemanden, der über die Puszta redet, als sei diese eine auch für sie – nicht nur für die Touristen – fremde und exotische Landschaft. Dies ist auf den ersten Blick ungewöhnlich, da man als Tourist nicht erwartet, dass sich eine *offizielle* Vertreterin distanziert oder sogar

negativ über ihr Land äußert. Ein Zitat soll die Einstellung der Reiseleiterin gegenüber der Puszta und ihren Bewohnern verdeutlichen: »Hier, sagt die Reiseleiterin und weist auf ein Straßendörfchen, ist eine Ansiedlung von Donauschwaben. Sie erkennen das sofort an den geputzten Fenstern! Wir schauen sie an. Sie lacht nicht. An der Landbevölkerung lässt sie sowieso kaum ein gutes Haar. Gut, Sie wollen das sehen, liegt in ihren Blicken. Sie finden das exotisch. Es ist mein Job, es Ihnen zu zeigen. Aber wir wollen nicht exotisch sein. Sie gibt uns elegant und mühelos das Gefühl, die Landschaft, die sich jetzt vor uns ausbreitet, und die Menschen und Tiere, die dort lebten, seien ihr genauso fremd wie uns.« (S. 130.) Die Reiseleiterin ist bemüht, die Normalität Ungarns zu beweisen. Sie hat Angst, dass die Exotik der Puszta auf das ganze Land übertragen wird. Ihre Abgrenzung von der staubigen, urigen und gestrigen Steppe kann als Versuch interpretiert werden, das Bild Ungarns als einem weltoffenen, modernen, entwicklungsfähigen Land, das in erster Linie die Hauptstadt Budapest vermittelt, nicht zu gefährden. Exotik ist in den Erklärungen der Reiseleiterin ein negativ konnotiertes Merkmal.

Der Abgrenzung der Reiseleiterin von den Puszta-Bewohnern steht die Bewunderung und Anerkennung der Erzählerin gegenüber. Die Hirten werden als »Samuraikrieger« (S. 132) bezeichnet, die mit ihrem Pferd davonfliegen, dunkelhäutig und scheu, die die Touristen nicht ansehen und von der »Meute« (S. 131) nichts wissen wollen. Die csikós werden während ihrer Vorstellung als eine Einheit von »Mensch und Pferd« (S. 132) wahrgenommen. Nach der Reitervorstellung fasst Demski ihre Eindrücke zusammen: »Niemand verwechselt die vorbeirasende Einheit aus Mensch und Tier mit einer Circusvorstellung. Wir sehen etwas ganz anderes, das wir nicht genau benennen können: ein aus langer Tradition geborenes Können, das den Zuschauer, der aus einer anderen Welt kommt, eher ängstlich macht, ihn ausschließt.« (S. 133.) Wenig später heißt es über die csikós: »Sie hatten uns gezeigt, was sie können, und in unsere Bewunderung mischte sich Beklommenheit. Wir hatten ja keine Artisten gesehen, zu deren Wesen die Heimatlosigkeit gehört, sondern eine sehr fremde Art Menschen, dunkel und verschlossen, deren Virtuosität untrennbar mit ihrem Ort verbunden ist.« (S. 134.) Diese Reaktionen sind überraschend. Demski beschreibt die Hirten als authentisch, spürt keine Anbiederung der Mitwirkenden gegenüber dem Publikum. Sie ist erstaunlicherweise in der Lage, durch ihre Neugierde einer vollkommen touristischen Attraktion etwas Persönliches und Ernstes abzugewinnen. Wenn man sich erinnert, wie Demski über die Budapester schrieb, hat man den Eindruck, die Hauptstadt sei ihr zu sehr *verwestlicht*, als ob sie ihre Phantasie nicht mehr anregen könne. Vielleicht ist es nicht zu gewagt, zu behaupten, in Budapest habe ihr die Exotik gefehlt. Die Exotik des Sozialismus und die kleinen Vergangenhheitsinseln waren nicht mehr vorzufinden. Die Exotik, die sie in

der Puszta vorfand, ist im Gegensatz zu der Auffassung der Reiseleiterin jedenfalls positiv konnotiert.

Demski nennt die Puszta eine »Nicht-Landschaft« (S. 131), womit sie etwas meint, das ihr durchaus gefällt. Stellt man die Beschreibung Budapests von 1977 und die Erlebnisse der Erzählerin in der Puszta am Ende der 1990er Jahre nebeneinander, fallen Parallelen auf. Die Steppenlandschaft kommt ihr irgendwie unheimlich, ungleichzeitig und anachronistisch vor, wie das einst sozialistische Budapest mit seinen Vergangenheitsinseln. »Nicht-Landschaft« meint nicht eine Gegend ohne Lebewesen, die csikós und Pferde beweisen, dass Menschen und Tiere in der Puszta leben. Die Trockenheit und der Staub weisen jedoch nur auf eine kleine Zahl von Pflanzen und auf Gras hin. »Nicht-Landschaft« bedeutet eine Art mangelnde Segmentierung, denn es gibt dort keine Berge oder Flüsse und nur wenige Bäume, die dem Blick der Reisenden Halt bieten könnten. Die Puszta ist groß, flach, weit, still und heiß. »Nicht-Landschaft« zielt auch auf eine Umgebung, wo keine *Zivilisation* mit asphaltierten Straßen und modernen Fortbewegungsmitteln vorhanden ist. Es gibt nur holprige und staubige Feldwege und Pferdewägen. Die *Unwirklichkeit* der Puszta wird durch die Bemerkung unterstrichen, diese absolut stille Gegend dürfe es in der Nähe einer Großstadt wie Budapest gar nicht geben.<sup>38</sup> Die Kapitelüberschrift „Das alte Bett der Donau“ erinnert uns daran, dass an der Stelle dieser trockenen Landschaft vor Jahrhunderten noch die Donau floss. Die Vorstellung von dieser trockenen Ebene als wasserüberflutete Stromlandschaft trägt auch zur Unheimlichkeit der Puszta bei.<sup>39</sup>

Die Wahrnehmung der Puszta als »Nicht-Landschaft« ist nicht nur durch die geographischen Gegebenheiten geprägt, sondern auch durch den Blick auf deren Einwohner selbst. Demski erinnert sich an ein Lied, in dem ein csikós vorkommt, der »singt, bis vor Glut das Herz zerspringt« (S. 131). Sie findet jedoch scheue und zurückhaltende Pferdehirten vor; ihre Erwartung wird nicht bestätigt, im Gegenteil: Sie sieht die stillen csikós, woraufhin ihr das Bild des wilden csikós in den Sinn kommt.<sup>40</sup> Diese Ambivalenz zwischen Erlebtem und schon Gewusstem ist auch für einen Teil der Unsicherheit und des Fremdheitsgefühls verantwortlich.

Die Puszta als touristische Attraktion zieht sehr viele Reisende an. Es wurde schon darauf hingewiesen, dass Demski ihre Mitreisenden nicht als eine Masse, sondern in ihrer Vielfaltigkeit wahrnimmt. Die Anwesenheit eines Koreaners, einer Deutschen und eines Engländers suggeriert unterschiedliche, normalerweise nicht zueinander passende Welten, für die die Puszta doch die Möglichkeit eines Austausches bietet.<sup>41</sup> Die Puszta ermöglicht das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Welten und erhält dadurch

---

<sup>38</sup> Ebenda, 130.

<sup>39</sup> Vgl. ebenda, 127.

<sup>40</sup> Vgl. ebenda, 131.

<sup>41</sup> Vgl. ebenda, 134.

den Hauch der Unwirklichkeit. Auch die Anwesenheit der Reiseleiterin trägt dazu bei, dass die Puszta bei Demski ein Fremdheitsgefühl hervorruft. Es entsteht der Eindruck, man könne die »Nicht-Landschaft« aufgrund der in ihr lauenden Gefahren nicht alleine erkunden.

Zusammenfassend sei festgestellt, dass Eva Demski von der örtlichen Entwicklung weitgehend abgekoppelt an ihren Stoff herangeht. Sie fragt nicht nach Entstehung und Stellenwert einer Erscheinung (seit wann gibt es die Puszta, welche Bedeutung haben die csikós und die Pferdezucht für die ungarische Wirtschaft), sucht keine Vergleichsbasis für ihre Erlebnisse (mit Ausnahme der Reiseleiterin und der csikós baut sie keinen Kontakt zu Einheimischen auf). Dieses Porträt des Flusses versucht alle Erinnerungen der Autorin an die Donau und verschiedene Donaustädte zusammenzuführen. Die Erzählerin konzentriert sich fast ausschließlich auf sich selbst. Die Frage, wie sie die ostmitteleuropäischen Anrainerstaaten vor und nach der *Wende* gesehen hat, thematisiert sie nicht. Aus der Zusammenschau ihrer Erlebnisse von 1977 und 1999 lassen sich trotzdem einige Schlüsse ziehen. Demski will überrascht werden, sie freut sich, wenn sich ihre Erwartungen nicht erfüllen. Findet ihre Neugier Nahrung, fragt sie nicht nach, ob das Objekt ihrer Neugierde tatsächlich etwas besonderes ist, sondern holt es in ihr eigenes Koordinatensystem, ohne sich Gedanken zu machen, welchen allgemeinen Stellenwert ihre Erlebnisse besitzen könnten.

Demski versucht nicht das *unbekannte Fremde* in Ostmitteleuropa zu entzaubern, sie will es eher aufrechterhalten. An Stellen, an denen sie Ähnlichkeiten zu Westeuropa feststellt, wendet sie ihren Blick ab, um unbekannte, exotische Momente einzufangen. Es ist kein Unterschied zwischen ihrer Herangehensweise im Jahr 1977 und fast 25 Jahre später feststellbar. Das Gefühl der Unwirklichkeit steht bei ihr gleichzeitig für Besonderheit, und nur das zählt. Nach ihrem Wunsch soll Ostmitteleuropa weiterhin nostalgischer Aufbewahrungsort alter, in Westeuropa nicht mehr auffindbarer Konstellationen bleiben. Und das meint sie durchaus wohlwollend, als ob sie die Ostmitteleuropäer vor etwas Schlimmerem bewahren möchte. Für sie ist Ostmitteleuropa zwar ein wenig verwestlicht, trägt aber zum Glück noch exotische Züge.<sup>42</sup>

---

<sup>42</sup> Die Karten auf den Innenseiten des Buches sind ungenau. Zu sehen ist die Donau als dunkle schwarze Linie, die besuchten Städte erscheinen als dunkle Punkte entlang des Flusses. Ansonsten sind nur die Konturen der Alpen und der Karpaten sowie Ländernamen eingezeichnet. An der Stelle der Tschechischen Republik steht jedoch »Slowakei«. Jugoslawien und zusätzlich Serbien werden auf dem Gebiet von Ex-Jugoslawien ohne Erwähnung der neu entstandenen Staaten Slowenien, Kroatien und Bosnien-Herzegowina aufgeführt. Auf der hinteren Innenseite wird die Republik Moldau ausgespart, an ihrer Stelle ist nur die Ukraine eingezeichnet.



Rüdiger Wischenbart: „Canettis Angst. Erkundungen am Rande Europas“

Die Perspektive im Reisebericht „Canettis Angst“ kann nicht als Sichtweise eines Österreicherers verallgemeinert werden. Der Autor, Peter Wischenbart<sup>43</sup> stammt aus Graz, wo er bis zu seinem 27. Lebensjahr lebte. So bezieht er sich sowohl in seiner Wahrnehmung der weit zurückliegenden Geschichte als auch der Gegenwart auf Ereignisse, die in der Steiermark wahrscheinlich eine intensivere Beachtung gefunden hatten, als in anderen Teilen Österreichs. Hier sind einerseits die osmanischen Eroberungen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts sowie – aus jüngerer Vergangenheit – die Ankunft der ersten Gastarbeiter aus dem damaligen Jugoslawien und später der Türkei gemeint. Graz, Zagreb, Belgrad liegen direkt an der Autobahn, auf der die Gastarbeiter jahrzehntelang aus Deutschland und Österreich durchgefahren sind. Diese Erlebnisse am *Nadelöhr* Graz prägen in besonderer Weise die Erinnerung des Autors.

Wien und Graz liegen in der östlichen Hälfte Österreichs, und so war auch in den Jahren vor der *Wende* das Bewusstsein ausgeprägt, *hart an der Grenze* zum Ostblock zu leben. Die sowjetische Besatzung bis 1955 und danach die Neutralität wurden als Glück, noch einmal davongekommen zu sein, wahrgenommen, was leicht abgeschwächt für ganz Österreich zutraf. Wischenbart wurde in seiner Heimatstadt Zeuge mehrerer Flüchtlingswellen, als nach dem Zweiten Weltkrieg zuerst die vertriebenen Sudetendeutschen, 1956 die Flüchtlinge aus Ungarn, 1968 Dissidenten aus der Tschechoslowakei nach Österreich kamen. Auch nach der *Wende* trafen aus fast allen ehemaligen sozialistischen Staaten viele Menschen ein, um hier ein neues Leben aufzubauen. Wien war einer der Zielorte der Migranten, blieb aber oft nur eine Übergangsstation auf dem Weg nach Westeuropa oder in die USA. Neben dieser Präsenz der Flüchtlinge und Migranten spielt für Wischenbart sicherlich seine persönliche Kontaktaufnahme und Auseinandersetzung mit den Menschen während seines Zivildienstes im Flüchtlingslager Traiskirchen eine wichtige Rolle. Er richtet seine Aufmerksamkeit nicht nur auf die Flüchtlinge während des Jugoslawien-Krieges, sondern schlägt einen größeren Bogen bis zum Wien der Jahrhundertwende.

---

<sup>43</sup> Rüdiger Wischenbart wurde 1956 in Graz geboren, studierte dort Germanistik und Romanistik und promovierte 1983 mit einer Arbeit zum Thema „Literarischer Wiederaufbau in Österreich 1945-1949“ (Königstein 1983). 1983 zog er nach Wien, in dessen Nähe er 1982/1983 seinen Zivildienst im Flüchtlingslager Traiskirchen absolviert hatte. Wischenbart ist seit 1978 Journalist und Publizist. Schwerpunkte seiner journalistischen Arbeiten waren – neben Porträts zu Walter Benjamin, Elias Canetti, Hubert Fichte, Bohumil Hrabal, Elfriede Jelinek, Christa Wolf und vielen anderen – Dokumentationen über den Pekinger Frühling 1989 sowie, seit 1985, über Ostmitteleuropa. Er hat bisher zwei Reisebücher veröffentlicht und weitere Publikationen den Urbanisierungs- und Modernisierungstendenzen in Wien seit der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart gewidmet.

*Die Reiseroute*

Das 1994 erschienene Buch „Canettis Angst“ beschreibt auf 298 Seiten eine 1992 unternommene Reise von Wien durch Ungarn, Rumänien, Bulgarien nach Istanbul und durch Griechenland, Bulgarien, Jugoslawien, Ungarn zurück nach Wien. Eine allgemeine Einführung leitet mit den Erlebnissen in Ungarn ein („Straßen“<sup>44</sup>). Es folgen drei Kapitel über Rumänien („Dörfer“, „Übergänge“, „Alte Welt, neue Stadt“) sowie eines über Bulgarien („Überschreitungen“). Der Umkehrpunkt der Reise wird in Istanbul („Stambul“) erreicht. Die Rückfahrt durch Jugoslawien („Balkan retour“) und Ungarn endet in Wien („Europas Ende“). Da wegen des Krieges zwischen Serbien und Kroatien ein Jahr zuvor die Autobahnverbindung Zagreb – Belgrad unterbrochen war, konnte der Autor die kroatische Hauptstadt und Sarajewo nicht besuchen. Kurz zuvor und danach unternommene Fahrten nach Sarajewo (Anfang 1992) sowie Zagreb (Frühjahr 1993) gliederte er jedoch in die Reisebeschreibung ein.

Wischenbarts konzentriert sich beinahe ausschließlich auf die Reise von 1992. Bis auf die erwähnten Aufenthalte in Zagreb und Sarajewo, flicht der Autor nur eine kurze Kindheitserinnerung aus der Mitte der 1960er Jahre ins erste Kapitel<sup>45</sup> sowie eine Türkeireise von 1983 ins Kapitel „Stambul“<sup>46</sup> ein. Die beschriebenen Reiseerlebnisse stammen aus einer ohne größere Unterbrechungen unternommenen Reise. Dieser Umstand erklärt die einheitliche Stimme, die der Erzähler im ganzen Buch aufrechterhält.

Der Autor bettet seine Erlebnisse in einen abstrakten Rahmen ein, wovon bereits die Kapitelüberschriften einen ersten Eindruck vermitteln. Gesamteuropäische Entwicklungsprozesse bilden das Gerüst seiner Beschreibung, zum Beispiel die Nationalitätenbewegungen und die Urbanisierungstendenzen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Bildung neuer Nationalstaaten nach dem Ersten Weltkrieg sowie Auswanderungen und Migrationswellen im 20. Jahrhundert. Wischenbart öffnet also einen sehr breiten Horizont für seine Erzählung. Er braucht die Donau nicht als roten Faden. Orte und Erlebnisse werden mit Ausnahme Zagrebs und Sarajewos in der Reihenfolge der Stationen beschrieben. Hinzu kommt das kurze Kapitel über Bulgarien, in dem er seine Erlebnisse nach zweimaliger Durchquerung des Landes zusammenfasst. Der Erzählfluss folgt chronologisch überwiegend den tatsächlichen Erlebnissen.

---

<sup>44</sup> Kapitelüberschriften stehen hier in Klammern.

<sup>45</sup> *Wischenbart*: Canettis Angst, 14-22.

<sup>46</sup> Ebenda, 226-229.

*Die Suche nach der Grenze Europas*

Wischenbart sucht Europas Grenzen, und dieser Suche liegt eine einfache Annahme zugrunde: »Wenn heute ein vereinigtes, integriertes Europa entsteht, dann muß dieses Europa eine Grenze ausbilden, hinter der dann eben nicht mehr ›Europa‹ sein kann.« (S. 10.) Ein Zusammenschluss könne nur dann für längere Zeit existieren, wenn eine Abgrenzung stattfindet.<sup>47</sup> Der Autor geht ferner von zwei Gewissheiten aus: Wien gehöre zum Westen, und Istanbul sei bereits Teil einer anderen Welt. Die gesuchte Grenze müsse also zwischen diesen beiden Städten liegen.<sup>48</sup> Durch die Suche nach Trennlinien, Grenzlräumen und Unterschieden entsteht ein kompliziertes Netz aus Trennungen und Verbindungen zwischen sowie in West- und Osteuropa. Hier geht es in erster Linie um die Verwerfungen und Zusammenhänge zwischen den bis zur *Wende* überwiegend voneinander abgeriegelten Regionen Ost- und Westeuropas.

Auf der Suche nach dem Ende: der Grenze von Europa, geht der Autor insbesondere auf die Beschaffenheit der überschrittenen Staatsgrenzen ein. Aber nicht nur sein ausgeprägtes Interesse macht die Grenzübergänge zum herausgehobenen Objekt. Solche Schwellenerlebnisse werden in den meisten Reisebeschreibungen nicht nur betont reflektiert, die Grenzerfahrungen ordnen meistens die Berichte selbst. Ebenso bei Wischenbart: Ein neu betretenes Land bedeutet stets ein neues Kapitel.

Die österreichisch-ungarische Grenze Nickelsdorf – Hegyeshalom galt lange Zeit hindurch als symbolische Trennlinie zwischen Ost und West, aber auf dem Gebiet der staatlichen wie privaten Wirtschaftsbeziehungen gab es schon vor der *Wende* gewisse Austauschmöglichkeiten. Die Magyaren durften schon vor 1989 für drei Monate im Jahr in den Westen reisen, und seit 1979 galt für Österreicher, die nach Ungarn reisten, keine Visumpflicht mehr. Der grenznahe Verkehr blühte, Burgenländer fuhren nach Ungarn, kauften billig Lebensmittel ein und nutzten die preiswerteren Dienstleistungen. Auf der anderen Seite gingen Magyaren nach Nickelsdorf und Wien, um Luxusgüter zu erwerben. Wischenbart erinnert an eine Szene von 1988, die für jeden Ungarn und Österreicher ein prägendes Erlebnis darstellte. Der 7. November, ein offiziell arbeitsfreier Feiertag, wurde von der ungarischen Bevölkerung lange nicht mehr mit Andacht an die Oktoberrevolution gefeiert, sondern viele nutzten diesen Tag für einen Einkauf in Österreich. Denn kurz zuvor waren die Devisenbestimmungen geändert worden, so dass Magyaren mit mehr Geld ins Ausland fahren durften. Auf dem Rückweg sah man endlose Kolonnen von Fahrzeugen, die Kühlschränke oder Fernseher transportierten. Wischenbart nennt diese

---

<sup>47</sup> Ebenda, 10.

<sup>48</sup> Ebenda.

Magyaren »verdeckte Kleinkapitalisten«, die »noch im Auftrag von Staatsfirmen, unter Umgehung kaltkriegerischer Handelsrestriktionen ganze Computeranlagen über die theoretisch noch intakte Trennlinie zwischen den Systemen verbrachten.« (S. 9-10.) Diese »Kaufwütigen« (S. 10) hätten Waschmaschinen gleich von den Ladeflächen der Lastwägen weg gekauft. Diese Durchlässigkeit in Sachen Konsum bei fortdauernder ideologischer Abgrenzung war in den 1980er Jahren typisch für die Beziehung zwischen Ungarn und Österreich.

Wischenbart führte bei seiner Reise 1992 nur ein kurzes Gespräch mit einem ungarischen Grenzsoldaten, der überrascht war, die ausführliche Antwort zu bekommen, dass die Reise des Autors durch Ungarn und Rumänien nach Istanbul führe.<sup>49</sup> Der Autor erklärte sich die Unkompliziertheit und Schnelligkeit seiner Abfertigung an der Grenze mit der Tatsache, dass er einen alten Gebrauchtwagen fuhr und deshalb mit Sicherheit nicht das Klischee eines Konjunkturritters erfüllte. Wenn man gemäßigt wohlhabend aussehe und als einfacher unterwegs sei, lasse der große Verkehr an der Grenze gar keine weitere Nachfrage zu. »So glitt ich, mit der Leichtigkeit eines Augenaufschlags, über die erste Grenze.« (S. 10.) Wischenbart konnte seine Reise ohne Schwierigkeiten und Ärgernissen weiterführen. Dass er über die Grenze hinüberglied, heißt wohl, dass er diese Grenze gar nicht als eine solche empfand.<sup>50</sup> Seine Wahrnehmung der Einreise nach Ungarn 1992 unterscheidet sich kaum von Demskis Verwunderung über die Leichtigkeit, mit der sie fast zehn Jahre später von Wien nach Budapest gelangte.<sup>51</sup>

Ungarn wird nach Schilderung dieses Grenzübertritts auf eineinhalb Seiten in zwei Episoden beschrieben. Vielleicht war infolge der Durchlässigkeit dieser Grenze auch die Erwartung Wischenbarts bezüglich Neuigkeiten und Unterschieden weniger ausgeprägt. Man könnte aber die kurze Erwähnung Ungarns auch dahingehend interpretieren, dass er die Grenze zwischen Ost und West gar nicht mehr in Ungarn suchte. »Budapest zeigte sich turbulent und selbstbewusst, fröhlich und unternehmungslustig, mit frisch lackierten Geschäften an allen Ecken. Die vielen neuen Kleinwagen schütterten zäh entschlossen über das holprige Katzenkopfpflaster auf dem »Moskauer Platz«.« (S. 11.) Budapest wird als eine europäische Stadt beschrieben, in der nicht mehr nur die Konjunkturritter zum

<sup>49</sup> Ebenda.

<sup>50</sup> Ein weiteres Buch beschreibt einen Grenzübertritt von Ungarn nach Österreich kurz nach der *Wende*, während einer Zugreise: Dieselbe Grenze wird von dem ungarischen Schriftsteller Imre Kertész überschritten. Er hat eine Einladung zu einer Lesung in Wien, er hat sogar genügend Geld, kann also als Normalbürger gelten, der an der Grenze nichts zu fürchten hat. Trotzdem ist die diffuse Angst da, es könnte etwas passieren. Nur *normal* zu sein und alles richtig gemacht zu haben, bedeutet in der Wahrnehmung eines Osteuropäers noch keine Sicherheit vor Kontrollen (Imre Kertész – Péter Esterházy: *Eine Geschichte. Zwei Geschichten*. Salzburg 1994).

<sup>51</sup> Vgl. Demski 128.

Zuge kommen, sondern viele Mittelklassewagen von einem relativen Wohlstand zeugen.

Am nächsten Tag setzte er seine Fahrt in Richtung Rumänien fort, durchquerte die Puszta in wenigen Stunden und er reiste bei Ártánd – Großwardein (*Oradea, Nagyvárad*) nach Rumänien ein. Diese Grenze wurde als eine einschneidende Trennlinie wahrgenommen. Davor, noch in Ungarn, gab es regen Verkehr, die Fahrer überholten einander, als ob es um Leben und Tod ginge; nach der Grenze stellte Wischenbart keine Beweglichkeit mehr fest. Die Stille und das plötzliches Wegbrechen des Lärms der Städte lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Natur, ähnlich wie Eva Demski, die in der ungarischen Puszta eine unglaubliche Stille wahrnahm.<sup>52</sup> Wischenbart hörte plötzlich nur noch das Zwitschern der Schwalbenjungens am Zollgebäude, und das bedeutete das Verschwinden aller Geschäftigkeit, die einige Kilometer zuvor geherrscht hatte.<sup>53</sup> Außer der Stille deuten noch weitere Umstände auf die Existenz einer Grenze zwischen Ungarn und Rumänien hin. Auf dem Weg hinter der Grenze paarten sich »dicke Rauchschwaden« einer Mülldeponie zu einer »Industrieruine« und dem »löchrigen Asphalt«, der nach Großwardein führte (S. 13). »Hinter dem letzten Grenzbalken, im Staub der Straße und neben ihren sichtlich schon seit eineinhalb Ewigkeiten abgestellten klapprigen Fahrzeugen lagerten ein oder zwei Hundertschaften Gestalten mit leerem Blick. Sie sahen sich zwar der Mittagshitze ausgeliefert, doch keiner Kontrolle. Niemand schien sie wahrzunehmen. Keine Amtsperson interessierte sich für die bleichen Lagerer neben dem Weg. Kein Verstreichen einer absehbaren Frist, kein formales Erfordernis behinderte ihre Weiterreise, sondern eine abstrakte, existentielle und jegliche Hoffnung vernichtende Geste der Zurückweisung. [...] Natürlich durfte, in unregelmäßigen, höchst willkürlich erscheinenden Intervallen, der eine oder andere durchschlüpfen. Natürlich erwartete ihn auch auf der anderen Seite Ungewissheit. Nichts war durch den Übertritt wirklich geschafft.« (S. 12.) Menschen werden nicht als solche, sondern nur als »Gestalten mit leerem Blick« und »Lagerer« bezeichnet. Das Auge, dessen Lebendigkeit und Ausdrucksstärke den Menschen vom Tier abhebt, ist bei ihnen stumm und auf nichts fixiert. Ihr scheinbares Desinteresse steht jedoch in unmittelbarem Zusammenhang mit der Ignoranz der Grenzsoldaten sowie aller Amtspersonen. Ohne auf die Kulturanthropologie des *Blickes* näher eingehen zu wollen, wird deutlich, dass ein Blick genau durch die Fixierung auf einen Gegenstand oder den Blickwechsel mit einem anderen Menschen seine Bedeutung bekommt. Die Gestalten am Rande des Weges haben deshalb einen leeren Blick, weil sie keines Blickes gewürdigt werden.

---

<sup>52</sup> Vgl. ebenda, 130.

<sup>53</sup> *Wischenbart*: Canettis Angst, 12.

Die Menschen an der Grenze können nur *Durchschlüpfen*, wenn sie auf die andere Seite gelangen möchten. Die Grenze zwischen Ungarn und Österreich hatte der Autor kaum merkbar überquert. Wenige Hundert Kilometer weiter sind die Menschen beim Grenzübertritt nach Rumänien auf den Zufall angewiesen. Der Begriff *durchschlüpfen* weist auf das unauffällige Durchkommen durch einen sehr engen Raum hin, man kommt nur durch, wenn man nicht bemerkt wird. Es gibt, wie es bei Wischenbart heißt, kein Recht und keine einschätzbaren Chancen. Man ist vollkommen der Willkür ausgesetzt, und wenn man es auf die andere Seite der Grenze schafft, ist es noch immer nicht sicher, dass die Unternehmung gelungen ist: Auch im Nachbarland ist die Zukunft ungewiss. Diese Menschen sind scheinbar aus Zeit und Raum gefallen, sie stehen neben dem Weg, sind bleich. Sie haben keine Pflichten und Rechte, befinden sich nicht nur an der Grenze des Staates, sondern auch außerhalb der Gesellschaft. Allein vor den Naturgesetzen wissen sie sich gleichberechtigt, denn die Mittags-sonne brennt auf ihren Köpfen wie bei jedem anderen. Auch die Ausweitung des Zeitfaktors in »eineinhalb Ewigkeiten« weist auf eine große Unsicherheit hin, was ihre Zukunft angeht. Sie haben fast auch ihre Wirklichkeit eingebüßt.<sup>54</sup>

In diesem Zusammenhang darf der Bericht eines gescheiterten Grenzübertrittes nicht ausgelassen werden. Genauso wie die Unmöglichkeit des Besuches Kroatiens und Serbiens wegen des Krieges 1991 Teil dieser Reisebeschreibung ist, muss auch der Versuch erwähnt werden, bei Siret (Rumänien) in die Ukraine einzureisen. Wischenbart war auf der Suche nach Trennungen und Verbindungen in Europa, und das historische Czernowitz (*Černivci*, *Cernăuți*) gehörte für ihn mit seiner großen kulturellen Bedeutung während der Zeit der Habsburgermonarchie eindeutig zu Europa. Die Stadt liegt jedoch heute in der Ukraine, einem Staat, der zum Zeitpunkt der Reise (Mitte 1992) erst auf ein knapp halbjähriges Bestehen zurückblicken konnte. Nicht nur der ukrainische Staat, auch die Grenze zwischen Rumänien und der Ukraine war sehr jung, sie wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg in ihrer heutigen Form festgelegt (damals noch zwischen Rumänien und der UdSSR). Sie teilt auch heute noch die historische Bukowina.<sup>55</sup> Der Autor wäre gerne nach Czernowitz gefahren, das nur 37 Kilometer von der rumänischen Grenze entfernt liegt. Wischenbart war schon im Sommer 1991 in Lemberg (*Lviv*) und Czernowitz, und konnte erste Eindrücke über den ukrainischen Aufbruch in der Wendezeit sammeln. Nach einem Jahr, im Rahmen der hier beschriebenen Reise, hätte es ihn interessiert, ob es in Czernowitz wie noch 1991 eine Leninstraße gab und Lenins Statue noch am Ringplatz stand.<sup>56</sup> Dieses Ziel konnte er aber nicht verwirklichen. Ohne

---

<sup>54</sup> Ebenda.

<sup>55</sup> Ebenda, 63-64.

<sup>56</sup> Vgl. Rüdiger *Wischenbart*: Jüdische Ruinen, ukrainische Aufbrüche. In: *Karpaten: die dunkle Seite Europas*. Hg. R. Wischenbart. Wien 1992, 71-84.

weitere Begleiter, als westlicher Tourist, hatte er keine Chance, die Grenze zu passieren. Wegen der Grenzstreitigkeiten zwischen Rumänien und der Ukraine galt das Gebiet dem Autor als »schlecht definiert« (S. 64).

Hier kommt auch die Relativität seiner Betrachtungsperspektive zum Vorschein, denn er droht nach dem Wortwechsel mit den Grenzbeamten im Niemandsland stecken zu bleiben. Als er schließlich dennoch nach Rumänien zurückgelassen wird, kommt ihm das Land, das er an der ungarischen-rumänischen Grenze noch als hoffnungslos wahrgenommen hatte, als ein »sicherer Hafen« (S. 64) vor. An dieser Grenze musste der Reisende eine nach dem Fall der Berliner Mauer neue und für ihn unüberwindliche Sperre an eigener Haut erfahren. Die Euphorie der Veränderungen von 1989/1990 war in Gebieten schnell verflogen, in denen eine Neudefinition der Identität anstand – so auch in der Ukraine.

Zwischen Rumänien und Bulgarien bildet die Donau für mehrere Hundert Flusskilometer die natürliche Grenze. Die Überquerung kann nur mit Fähren und auf Brücken erfolgen, von Letzteren gibt es jedoch auf der unteren Donau nur wenige. Die Donau fungiert zwar, wenn man ihre gesamte Strecke betrachtet, als eine Verbindung, trennt aber oft auch Völker. Wie zum Beispiel Ungarn – Slowakei, Kroatien – Serbien, Rumänien – Bulgarien. Wischenbart stellt das Ritual des Grenzübertritts an der rumänisch-bulgarischen Grenze wie folgt dar: »Der Grenzraum, stellte sich heraus, bestand aus einer Leere, die kaum Berührungen zwischen den anliegenden Seiten zuließ. Die Abfertigung der Fahrzeuge am Grenzbalken hätte für einen Rumänen oder Bulgaren lange Stunden gedauert. Obwohl die beiden Grenzorte – am rumänischen Ufer Giurgiu, am bulgarischen Ruse – Zwillingstädte sind, bemühen sich die Autoritäten beider Länder um strenge Distanz. Die Abfertigung des Verkehrs zwischen den Ufern hat langsam zu erfolgen.« (S. 170.)

Die Donau war schon zur sozialistischen Zeit nicht nur als Grenzfluss, sondern auch als wirtschaftliche Ressource für Rumänien und Bulgarien wichtig. Wegen der Autarkiebestrebungen wurde sie genauso stark in Anspruch genommen wie andere Rohstoffgebiete. Proteste gegen Umweltverschmutzung und sinnlose, unwirtschaftliche und fehlgeplante Großprojekte begleiteten die sozialistischen Regierungen seit der zweiten Hälfte der 1980er Jahren. Zwischen Rumänien und Bulgarien waren die Chemiefabriken in Giurgiu sowie die bulgarischen Pläne zum Bau eines Atomkraftwerks im Grenzbereich ein Streitpunkt, der nicht an die Beziehung von *Bruderstaaten* erinnerte. Wischenbart nimmt die Grenze zwischen Rumänien und Bulgarien als ein Instrument zur Abgrenzung wahr. Er *gleitet* hier nicht wie von Österreich nach Ungarn, er kann die Unterschiede auch nicht so in Worte fassen, wie an der ungarisch-rumänischen Grenze. Der Übertritt wird zwar nicht wie jener in die Ukraine verhindert, der Grenzraum atmet trotzdem ein Gefühl der Leere aus. Die ersten Eindrücke beschreibt der Autor hinter der bulgarischen Grenze folgendermaßen: »Nach

der Brücke, an der die Grenzposten wachten, gab es eine steil über die Böschung geschwungene Abfahrt, gegossen in Beton. Der monumentale Weg endete gleich dahinter im Nichts. Abseits vom Weg, halb versteckt hinter Gebüsch, blitzte die golden lackierte Kuppel eines kommunistischen Mahnmals auf. Irgendwo dahinter begann die ehemalige Hauptstraße, eine Fußgängerzone unter Kastanienbäumen, möbliert mit Leuchten auf Eisenrohren und leeren Blumenkübeln. Am k. k. Opernhaus war das Dach eingestürzt. Das Eisgeschäft nebenan hatte geöffnet. An dieser Stelle mochte einmal der Corso begonnen haben. Versprengte Menschen saßen bewegungslos auf Plastikstühlen, rauchten und tranken Limonade. Es war Sonntag. Nicht einmal Sentimentalitäten kamen auf an solch einem Ort.« (S. 171.)

Eine merkwürdige Landschaft mit realsozialistischem *Idyll*. Es gibt abrupte Übergänge, ein großer Weg hört nach der Grenze plötzlich auf. Eine Hauptstraße fängt nicht ganz eindeutig und nicht geplant an, sondern nur »irgendwo dahinter«. Sie sieht auch in ihrer Ausstattung relativ trostlos, durch staatlich gelenkte Zentralästhetik abgewirtschaftet aus. Wischenbart nennt die Einrichtung der Straße ironisch »Möblierung«, bestehend aus Eisenrohren und leeren Blumenkübeln. Die Gebäude und die Umgebung sehen heruntergekommen aus. Die Menschen rauchen und trinken, was in jeder Fußgängerzone oder jedem Café ein selbstverständliches Verhalten wäre, vom Autor aber hier als bewegungslos wahrgenommen wird, ähnlich den »Gestalten« mit »leeren Blicken« an der ungarisch-rumänischen Grenze.

Am erstaunlichsten sind Wischenbarts Erlebnisse an der Grenze zwischen Bulgarien und der Türkei. Auf seinem Weg von Wien bis Bulgarien war ständig die Rede von einer Begegnung zwischen West und Ost. In seiner Person ging ein Westeuropäer, der aber »hart an der Grenze« zu Osteuropa im politischen Sinne lebte, immer weiter nach Osten. Er fand viele Verbindungen zu den kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnissen in Westeuropa, aber aus westeuropäischer Perspektive auch Unterschiede und Rückständigkeit. Der Anachronismus des Alltags, der jedem Reisenden – so auch Wischenbart – als erstes auffällt, kaputte Straßen, verfallene Gebäude, die Bewegungslosigkeit der Menschen, leere Blicke, die paradigmatischen Unterschiede zwischen Stadt und Land sind beim Eintritt in die Türkei auf einen Schlag nicht mehr ausschlaggebend. Die Türkei erscheint im Vergleich zu den Transformationsstaaten in Ost- und Mitteleuropa als ein europäischer Staat. Hier sollen nicht die religiösen Unterschiede zum christlichen Europa in den Vordergrund gestellt werden. Den Wohlstand des Alltags gesehen, der die Träume des *Normalbürgers* am ehesten beeinflusst, muss die Türkei als ein europäischer Staat betrachtet werden. Wischenbart kam dieser Gedanke in Edirne in den Sinn. Die Indizien, die er für das Europäisch-Sein aufzählt, sind Mittelklassewagen, mehrspurige Straßen, keine langen Schlangen vor Tankstellen, die Präsenz mehrerer Tankstellenunternehmen und die Vielfalt der Reklameträger.



Egal wie mit den Menschenrechten in der Türkei umgegangen wird, der Tourist, der im ersten Moment Äußerlichkeiten wahrnimmt und Konsumgüter betrachtet, fühlt sich von Rumänien und Bulgarien kommend in der Türkei angelangt, wieder in Europa.<sup>57</sup>

Am Anfang seiner Überlegungen hatte Wischenbart angenommen, dass das Ende Europas irgendwo zwischen Wien und Istanbul sein müsse. Überraschenderweise musste er feststellen, dass die Mittelschicht in der Türkei sich ein *europäisches* Leben leisten kann, und zwar im Sinne relativen Wohlstands, langanhaltenden Friedens, mit der Möglichkeit für Zukunftsplanung, ohne allzu großen Unterschiede zwischen arm und reich. Ein Zustand, der auf jeden Ostmitteleuropäer anziehend wirkt.<sup>58</sup>

### *Ambivalente Durchlässigkeit*

Konkrete Grenzen lenken die Aufmerksamkeit auf Veränderungen – oder, anders formuliert, man erwartet auf der anderen Seite der Grenze das Anderssein, sonst müsste ja die Existenz der Grenze in Frage gestellt werden. Bis auf den gescheiterten Versuch, in die Ukraine einzureisen, durfte Wischenbart alle Grenzen schnell passieren und konnte sich im Vergleich zu den Bewohnern der Länder, deren Grenzen er passierte, als privilegiert betrachten. Er traf Rumänen, die vergeblich auf die Ausreise nach Ungarn gewartet hatten, er sah Bulgaren und Rumänen, die daran gehindert wurden, die Grenze zwischen ihren Ländern zügig zu überqueren. Trotz der *Wende* blieb die gegenseitige Abschottung zwischen den postsozialistischen Staaten zunächst bestehen, die Grenzen schienen nur von Westen nach Osten durchlässiger geworden zu sein. Zwischen den Transformationsstaaten dauerte die Abgrenzung fort, zum Westen hin wurde sehr schnell eine neue Undurchlässigkeit hergestellt. In einer Situation, in der Westeuropäer neue Barrikaden aufstellten, bot sich für manche Osteuropäer die Türkei mit der Aussicht auf wirtschaftlichen Wohlstand als Alternative an.

### *Der Weg zur Wahrheit der Städte*

Die Grenzübergänge als Großbarometer vermitteln meist nur einen ersten Eindruck eines Landes, der nicht unbedingt durch spätere Erlebnisse bestätigt wird. Auch bei Wischenbart werden unterschiedliche Ansätze deutlich, wie er Städte auf sich einwirken lässt oder sich ihnen aktiv nähert. Mal ist er eher abgewandt und ohne wirkliche Bereitschaft, sich auf die Begebenheiten eines Ortes weiter einzulassen, mal versucht er, das erlebte

---

<sup>57</sup> Vgl. *Wischenbart*: Canettis Angst, 209, 210.

<sup>58</sup> Vgl. ebenda, 210, 234.

Fremde im Licht der eigenen Erfahrungen zu betrachten. An anderer Stelle vertraut er sich der Führung eines Einheimischen an oder ist bemüht, sich einen eigenen Zugang zu einer Stadt zu erarbeiten.

Anhand der Beispiele Galați und Bukarest lassen sich die unterschiedlichen Wahrnehmungsmuster Wischenbarts genauer untersuchen. Nicht jede Stadt erweckt bei Reisenden in gleichem Maße die Bereitschaft, auch nach tiefer liegenden, zum Teil verborgenen Wurzeln und Geheimnissen zu suchen. Manche Städte rufen nur Unverständnis hervor. Wovon das abhängt, lässt sich im Einzelnen nur schwer feststellen, es ist aber auffällig, dass Galați die Phantasie Wischenbarts viel weniger bewegt als Bukarest. Die Stadt wird als trostlos, ohne einen Ansatzpunkt für Orientierung wahrgenommen. »Die Stadt war in einem Zustand fortgeschrittener Verwüstung. Die Einfahrtstraße kam unbemerkt zwischen halb verfallenen Villen aus der Zwischenkriegszeit und einigen rostigen Einbahntafeln abhanden. Aus dem Gewirr der Gassen fiel ich ebenso übergangslos auf einen mehrspurigen neuen Boulevard, der mehr einer Schnellstraße ähnelte, mitten durch jene Stadtteile angelegt, die einmal das Zentrum gewesen sein mögen. [...] Galați wirkte trostlos auf mich. Die Menschen gingen blicklos, die Ellbogen an den Körper gezwängt. Es erschien mir plötzlich riskant, das Auto mit allem Gepäck auch nur eine Viertelstunde unbeaufsichtigt zu lassen. Ich hatte keinen ersichtlichen Grund für solche Befürchtungen, registrierte nur, wie sich mein Schritt beschleunigte. [...] Als ich mich nach der Anlegestelle der Donaufähren erkundigte, mußte ich erkennen, daß der Platz vor dem Hotel, auf dem auch mein Auto stand, keine fünfhundert Meter vom Fluß entfernt lag. Nur bemerkte man nichts davon. Es war, als hätte jemand die Landschaft um die Stadt absichtlich verborgen.« (S. 102-103.)

Im Vergleich zu dieser Beurteilung fällt auf, dass der Autor in Bukarest durchaus die Geduld findet, sich auf das Gewirr der Gassen einzulassen, oder vor dem Palast der Republik, auf einem riesigen, leerstehenden Platz mitten im Zentrum, über dessen Entstehung nachzusinnen. Doch dieser Platz, wo sich früher die Innenstadt befand, die nach dem Erdbeben 1977 planiert wurde, zeigte sich Wischenbart sicher ebenso *übergangslos*, ohne gewachsene Verbindung zu seiner Umgebung. Er erzählt mit einer Mischung aus Überraschung und Verdacht, wie er den Platz erblickte: »Großstadtmenschen, egal ob aus Bukarest, Wien oder Paris, wissen instinktiv, daß etwas verkehrt sein muß, wenn als Parkplatz eine scheinbar unbegrenzte Fläche zur Verfügung steht.« (S. 150.) In Galați ist die Situation eine andere: Hier kann Wischenbart offensichtlich nicht auf eine historische Erklärung für das wahrnehmbare *Wirrwarr* aus Gassen, Boulevards und Schnellstraßen zurückgreifen; er kann die Stadt nur in ihrem *An-sich-Sein* – in ihrer Faktizität – sehen, ihre weitergehende Wahrnehmung *Für-sich* – in ihrer Geschichte – gelingt ihm nicht. So bleibt nur Orientierungslosigkeit.

Ein Beispiel aus Bukarest zeigt, wie Wischenbart einzelne Szenen aus der Perspektive eines in der Nachkriegszeit geborenen Österreichers wahrnimmt. Er beobachtet Jugendliche in einem Terrassencafé in der Nähe des Hilton Hotels. Es wurde viel konsumiert und bemüht lässig gezahlt. Mädchen in Miniröcken und Jungs mit engen T-Shirts in Gruppen, manchmal tuschelnd und dann sich wieder vorlaut unterhaltend, fixierten einander. Sie genossen, dass sie das Kokettieren seit der gesellschaftlich-politischen *Wende* öffentlich zur Schau tragen durften. Diese Szenen erinnern Wischenbart an amerikanische *B-Movies* sowie an Geschichten mit Seidenstrümpfen und Lucky Strikes nach dem Zweiten Weltkrieg.<sup>59</sup> Zuerst wird also dieser Ausschnitt aus der Wirklichkeit Bukarests komparativ in den Kontext westeuropäischer Nachkriegsgeschichte gestellt. Durch diese Vergleichsbilder versucht Wischenbart, die Prozesse der Veränderung nach der *Wende* in Rumänien einzuordnen, wenn auch in einen fremden Kontext. Er kann damit die psychische Motivation der Jugendlichen erklären, das Ereignis wird jedoch aus dem eigenen Entwicklungsprozess herausgerissen. So erfährt der Leser wenig über den Stellenwert dieses Phänomens in der rumänischen Gesellschaft. Dafür verdeutlicht diese Reaktion Wischenbarts, dass er sich der Wirklichkeit in Bukarest aus der Perspektive eines Westeuropäers nähert.

Weitere Schwierigkeiten bei der Einordnung der Erlebnisse verursachen dem Autor das Gefühl der Unstimmigkeit, Undurchsichtigkeit und letztendlich auch der Unwirklichkeit der Verhältnisse. Ein Museumsdirektor kann keine Fotos entwickeln lassen, da dies zehn Prozent seines Monatsgehalts kosten würde.<sup>60</sup> Ein Freund führt Wischenbart vor, wie der Schwarzhandel mit den Privatisierungscoupons funktioniert, und will dafür 150 Dollar haben, er müsse schließlich seiner Frau erklären, wo er den ganzen Tag gesteckt habe. Wischenbart lädt ihn ins Hilton Bukarest zum Essen ein und zahlt mehr, als der gesamte Monatslohn des Freundes beträgt.<sup>61</sup> Die finanziellen Verhältnisse der örtlichen Bevölkerung sind für einen Fremden nicht transparent. Korruption und Schwarzhandel sind selbstverständlicher Volkssport, ohne die keine Familie überleben kann. Wischenbart resümiert: »Die Wirklichkeit hat aufgehört, überschaubar zu sein.« (S. 120.) Die Reaktion Eva Demskis auf die Vergangenheitsinseln von Budapest aus den 1970er Jahren war diesem Unwirklichkeitsgefühl Wischenbarts durchaus ähnlich.<sup>62</sup> Wenn man keine Erklärung für eine Er-

---

<sup>59</sup> *Wischenbart*: Canettis Angst, 116-117. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass Wischenbart Bilder aus dem kulturellen Gedächtnis Österreichs in Erinnerung ruft, die er selbst gar nicht mehr persönlich miterlebt hat (vgl. Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992, 48-56).

<sup>60</sup> *Wischenbart*: Canettis Angst, 120.

<sup>61</sup> Ebenda, 119-120.

<sup>62</sup> Vgl. *Demski* 119-120.

scheinung findet, ist die einfachste Methode, damit fertig zu werden, ihr die Berechtigung zur Wirklichkeit abzusprechen.

Wischenbart gibt an dieser Stelle aber nicht auf, er will sich ein besseres Verständnis von Bukarest erarbeiten.<sup>63</sup> Er las Bücher über die alte und neue Geschichte der Stadt, wie die Darstellung von Neagu Djuvara.<sup>64</sup> Er hatte sogar die Möglichkeit, mit dem Autor dieses Buches, einem einheimischen Intellektuellen, durch die Straßen Bukarests zu laufen. Djuvara erzählte über Bukarest zwischen den Weltkriegen und auch von den 1970er Jahren, als Staats- und Parteichef Nicolae Ceaușescu nach dem Erdbeben begonnen hatte, seine Umbaupläne für die Stadt zu verwirklichen. Diese Gespräche mit Djuvara zeigten Wischenbart Verbindungslinien auf, die er aus der Lektüre von Büchern und Reisebeschreibungen über Bukarest sicherlich schon kannte. Doch wenn jemandem Straße für Straße die versunkene Geschichte einer Stadt vorgeführt wird, erhält die erfahrene Wirklichkeit weitere Konturen. Das gilt besonders für eine Stadt wie Bukarest, wo seit den 1970er Jahren teilweise ganze Stadtteile geplant worden sind. Da können alte Gebäude und Spuren, die in europäischen Städten trotz enormer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg noch zu finden sind, nicht über die Lücken hinweg helfen. Der einheimische Blick von Djuvara ließ für Wischenbart eine Parallelstadt lebendig werden. Sein Blick fokussierte nicht nur die eigenen Erfahrungen, er nahm nicht nur aus dem Kontext gerissene Vergleichsbilder wahr. Die neu erfahrenen Zusammenhänge gewannen an Tiefe, ihr Stellenwert wurde auch für den fremden Betrachter sichtbar. Über die *Arbeit*, wie man seinen Blick schärft, schreibt Wischenbart: »Ich mußte folglich lernen, Schichtungen und Faltungen dieser Städte genauer wahrzunehmen. Mit bloßer Vernunft war dem Geflecht nicht beizukommen, das an den Oberflächen von Jahr zu Jahr weniger verrät, was es im Inneren verbirgt. Äußerlich haben sich die Städte allesamt in sozialistische Wohnstätten verwandelt. Nur unter Umgehung der Wirklichkeit ist die Wahrheit zu finden, der die Liebe der Stadtgänger, jener, die sich in diesen Labyrinthen zurechtzufinden wissen, gilt.« (S. 132-133.)

Wischenbart bleibt jedoch nicht auf dieser Stufe stehen, Djuvaras Erzählungen schärfen seine Wahrnehmung. Mit diesem *Handwerk* gerüstet, macht er sich nochmals auf den Weg, die rumänische Hauptstadt alleine zu entdecken. Er schlendert durch die Gassen der Bukarester Innenstadt, sieht Schlaglöcher in den Straßen und verblichene Schilder aus Blech und Glas an den Hausfassaden. »Zwischen die Blech- und Glastafeln drängten sich neuerdings solche aus Pappe oder Holz, auf denen ›Bar‹ zu lesen war. Allen Höhlen, auf die die Schilder hinwiesen, war ihre Dunkelheit gemein-

<sup>63</sup> Über die Bemühungen des Verstehen-Wollens und die unzureichende Augenzeugenschaft eines Reisenden siehe auch Peter Handke: Winterliche Reise. In: Ders.: Abschied eines Träumers, winterliche Reise, sommerlicher Nachtrag. Frankfurt am Main 1998, 56.

<sup>64</sup> Neagu Djuvara: Le pays roumain entre orient et occident. Les principautés danubiennes au début du XIX siècle. Paris 1989.

sam. Gewöhnt daran, durch Auslagenscheiben in hellerleuchtete Geschäftslokale zu blicken, mußte ich mich umstellen, um in der Dunkelheit Konturen zu unterscheiden und die Inhaber der Geschäfte auszumachen, die träge hinter ihren Tresen hockten.« (S. 143-144.) Der Vergleich der hellen westeuropäischen mit den Bukarester Geschäften bleibt auch hier nicht aus, aber es wird gleichzeitig auf die *Umstellung* hingewiesen, die erforderlich sei, Nivellierungen an einem Ort wahrnehmen zu können, die im ersten Moment nur als *dunkel* erfahren wurden. Wischenbart beweist in der Beschreibung der Bukarester Gassen, dass er einen Blick für Indizien der kleinen Veränderungen im Laufe der sozialistischen Zeit hat. Zusätzliche Balkone, eine Veranda, ein »Stuckfries über dem Tor« oder ein »Vordächlein aus verzinktem Blech« (S. 145) galten ihm als Hinweise auf gemäßigten Wohlstand. Die Zeichen der Verarmung waren nicht weniger sichtbar, etwa kaputte Fensterscheiben bei einem kaum ein Jahr alten Anbau, wucherndes Gras, ungestrichene Zaunlatten.<sup>65</sup>

Der einheimische Blick kann einem fremden Reisenden helfen, Verbindungslinien und Trennungen aus der Binnenperspektive der betroffenen Gesellschaft zu erfassen und dadurch seinen eigenen Wahrnehmungshorizont zu erweitern. Wischenbart bekam von mehreren Einheimischen Orientierungshilfe, die sich für die Annäherung an die Stadt als unerlässlich erwiesen hat. Es ist interessant zu beobachten, wie diese Wahrnehmungsveränderung vonstattgeht: vom spontanen Eindruck bis zum Perspektivenwechsel. Diese Entwicklung wurde hier zwar als ein Nacheinander dargestellt, was aber nicht bedeutet, dass diese Prozesse nicht auch gleichzeitig auftreten können und sich in Abhängigkeit von der jeweiligen Situation abwechseln.

Wischenbart kommt am Ende seiner Reisebeschreibung zu dem Schluss, dass für ihn das Ende Europas womöglich erst in den USA zu spüren gewesen ist, als er mit einem amerikanischen Historiker, Sohn ungarisch-jüdischer Eltern aus Temeschwar (*Timișoara*, *Temesvár*), zusammentraf. Dieser erzählte ihm von seinem ersten Erlebnis bei der Ankunft in den USA im Jahre 1958: Er war auf einen Polizisten getroffen, kaugummikauend, mit offenem Hemd und ohne Krawatte, der sogar ein Namensschild auf seiner Uniform trug. Dieses Bild war mit der Vorstellung von der Autoritätsperson *Polizist* in Europa kaum zu vereinbaren. Wischenbart fiel vor allem die Selbstverständlichkeit auf, mit der die Einwanderer damals in den USA aufgenommen wurden, und mit der ihnen das Recht zustand, über den Neuanfang Glück zu empfinden. Wischenbart ist der Meinung, dass zur Erklärung dieses Phänomens aus europäischer Perspektive so viele Gedankensprünge nötig seien, dass sie einen organischen Zusammenhang mit Europa überträfen.<sup>66</sup>

---

<sup>65</sup> Wischenbart: *Canettis Angst*, 145.

<sup>66</sup> Ebenda, 283-284.

Rüdiger Wischenbart sucht die Grenzen innerhalb Europas und findet tatsächlich zahllose Fälle, in denen Barrieren zwischen den einzelnen Staaten oder Religionsangehörigen, zwischen Rivalen aufgestellt werden. Seine Reise findet in großer zeitlicher Nähe zur *Wende* statt, weshalb er oft Abgrenzungen wahrnimmt, die nach jahrzehntelanger Routine der Abschottung zwischen den ostmitteleuropäischen Ländern noch nicht aufgebrochen wurden. Sein Befund, dass ein Ende Europas trotz existierender Abgrenzungen nicht auszumachen sei, beweist, dass ein integriertes Europa letztendlich ein Konstrukt ist, dessen Existenz nur von den Menschen selbst abhängt. Während es jedoch für Westeuropäer und diejenigen, die »in Europa angekommen sind«, nur um eine »interessante Fiktion« (S. 292-293) gehe und dabei keine Notwendigkeit gesehen werde, Europa zu definieren, würden diejenigen, die am Rande Europas leben und für die es um existentielle Fragen gehe, alleingelassen; sollen sie sich doch selbst darüber Gedanken machen, worin ihr *Europäertum* liegt.

*Martin Graff: „Donauträume. Stromaufwärts nach Europa“*

Martin Graff<sup>67</sup> wurde, ähnlich wie Rüdiger Wischenbart, für die Problematik des Lebens an der Grenze durch biographische Einflüsse sensibilisiert, denn er stammt aus dem multiethnischen Elsaß und lebt als Angehöriger der deutschen Minderheit in Frankreich, an der Grenze zu Deutschland. Er schreibt darüber im einleitenden Kapitel seiner „Donauträume“: »Als blauweiß-rot gefärbter Elsässer, dessen Eltern und Großeltern fünfmal innerhalb eines Jahrhunderts den Paß gewechselt haben und immer wieder aufs neue Opfer sprachlicher wie ethnischer Säuberungen geworden sind, fühle ich mich auf den Reisen am Fluß der Grenzen wie zu Hause.« (S. 10.) Die Elsässer-Identität, die für Graff gleichzeitig Programm bedeutet, steht für Mehrsprachigkeit, für Minderheiten-Dasein sowie für ein Leben an der Grenze und zwischen den Grenzen.<sup>68</sup> Der Autor bezieht aus diesen Gegebenheiten wichtige Impulse für seine hier zu analysierende Reisebeschreibung entlang der Donau.

Graff erzählt von einer Reise im September und Oktober 1997, die auf unübliche Weise vom Donaudelta zur Quelle in Deutschland führte. Der Autor folgte strikt der Linie der Donau und machte keine größeren Abste-

<sup>67</sup> Martin Graff wurde 1944 in Munster (Elsaß) geboren. Er studierte Evangelische Theologie und Romanistik und arbeitet seit 1971 als freier Journalist und Regisseur für europäische Rundfunkanstalten wie ARD, ZDF und Arte. Er hat über hundert Dokumentarfilme, mehrere Fernsehspiele und Hörfunksendungen gedreht und mehrere Bücher über das Elsaß sowie die Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen veröffentlicht.

<sup>68</sup> Wie sehr dies zutrifft, wird daran deutlich, dass Graff sowohl seine Reisebeschreibung als auch andere Werke gleichzeitig auf Deutsch (im Verlag Knesebeck) sowie Französisch (im Verlag Edition de la Nuée Bleue) veröffentlicht hat.

cher zu weiter entfernt gelegenen Städten. Ähnlich wie bei Wischenbart werden alle Länder in der Reihenfolge des Besuchs beschrieben, hier sind es die Ukraine, Moldawien, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Kroatien, Ungarn, die Slowakei, Österreich und schließlich Deutschland. Graff war 1997 mehrmals zur Materialsammlung in den Donauländern, Erlebnisse von diesen früheren Fahrten lässt er in die Reisebeschreibung mit einfließen. Außerdem verweist er auf eine Koproduktion von Fernsehansätzen der Donauländer im Jahre 1990, bei der manche Kontakte geknüpft worden waren, auf die er 1997 zurückgreifen konnte.

Jedem Land am Strom wird ein rund zwanzigseitiges Kapitel gewidmet, denen das Einführungskapitel „Menschen am Fluß“ vorausgeht. Während Wischenbart für seine Kapitel konzeptionelle Gliederungsaspekte wählte, teilt Graff seine Beschreibung nach Ländern ein. Jedes Kapitel verfügt über einen informativen Teil mit einem historischen Überblick sowie demographischen Angaben zu Bevölkerung und Minderheiten.<sup>69</sup> Zur Entstehungsgeschichte des Buches gehört die dreimal dreißigminütige Dokumentarreihe „Donauräume“, die der Autor im September und Oktober 1997 für das Zweite Deutsche Fernsehen gedreht hat. Die Erlebnisse bei den Dreharbeiten bilden den erzählerischen Rahmen der Reisebeschreibung, und die Teammitglieder bleiben während der ganzen Reise präsent. Der Schwerpunkt liegt aber auf den persönlichen Eindrücken und Gedanken des Regisseurs Martin Graff während, vor und nach den Aufnahmen.

Graff berichtet überwiegend in der Ich-Form und wird nur durch die beschreibenden Stellen über die Geschichte der Länder sowie durch allgemeine Ausführungen unterbrochen. Im Vergleich zu den beiden anderen untersuchten Werken sind die Kurzdialoge ein Novum, die Graff meistens mit Passanten auf der Straße führt. Diese spontanen Interviews werden teilweise ohne Kommentare aufgelistet und zeigen, dass der Erzählstil durch einen filmischen Blick beeinflusst ist. Graff erzählt schlaglichtartig, reiht Episoden und Geschichten wie durch Schnitte getrennt aneinander. Seine Gesprächspartner erwähnt er meist namentlich und will so den Informationen größtmögliche Authentizität verleihen. Zwar muss eine schriftliche Reisebeschreibung genauso wie ein Film einer bestimmten Konzeption folgen, jedoch lässt die Linearität der Buchform einzelnen Aspekten, zum Beispiel dem Bericht über gescheiterte Interviewvorhaben, mehr Raum als die filmische Darstellung. So wurden auch zahlreiche Szenen und Episode im Buch festgehalten, die im Film wegen der mangelnden Zustimmung der Interviewpartner nicht vorkommen durften – dieser ist wohl einer der Gründe dafür, dass der Autor seine Erlebnisse auch schriftlich veröffentlicht hat.

---

<sup>69</sup> Graff geht hier wie Ernst Trost vor, der seinen Lesern im Anhang seines Donaubuches auch allgemeine Informationen zu den einzelnen bereisten Ländern präsentiert (*Trost: Die Donau*, 489-495).

*Graffs Konzept*

Graff betont, dass die Donauländer für viele Westeuropäer unbekannte Landschaften sind, obwohl sie in unmittelbarer Nähe liegen. Deutlich wurde ihm dies auch bei mehreren Befragungen, die er mit Jugendlichen aus österreichischen und deutschen Städten entlang der Donau durchführte. Auf die Frage, wo der Fluss ihrer Meinung nach hinführe, konnten Passauer Jugendliche nach Ungarn kein weiteres Land mehr nennen, und Sigmaringer Schüler behaupteten sogar, der Fluss münde in den Bodensee.<sup>70</sup> Trotz der großen Unkenntnis über den Strom ist Graff der Meinung, die Donau sei *der* europäische Fluss schlechthin. Denn sie führe vom Abendland Richtung Morgenland und unternehme auf dieser Reise »eine 3000 Kilometer weite Irrfahrt von einem europäischen Volk zum anderen« (S. 8). Graff spricht über die östlichen Donauländer als zwar unbekannt, jedoch ohne Zweifel Europa zugehörige Staaten. Er beschreibt eine Reise auf der Donau als märchenhaft, exotisch, im Gegensatz zu einer Fahrt auf dem Rhein oder der Loire, die die meisten Franzosen und Deutschen schon mit einem gewöhnlichen Wochenend-Ticket erreichen könnten.<sup>71</sup>

Zur Wahl der ungewöhnlichen Reiserichtung von der Mündung zur Quelle erklärt Graff, er habe den Wünschen und Hoffnungen vieler Menschen aus den Transformationsstaaten Rechnung tragen wollen, die sich ein Leben wie in Europa oder, besser gesagt, in der Europäischen Union wünschten.<sup>72</sup> Seine Reise sei daher eine symbolische Europa-Reise. Indirekt behauptet Graff damit, dass auch die Ostmitteleuropäer ihre einzige Chance in Europa sähen. Alternativen zu Europa, wie sie Wischenbart durch eine nicht auszuschließende Orientierung etwa der Rumänen in Richtung der Türkei andeutete, zieht Graff gar nicht erst in Betracht. »Immer scheint die Reise auf dem Fluß auch eine Suche zu sein [...]« (S. 11.) Graff sucht die einfachen Menschen, will sie sprechen lassen, die Meinung von Passanten unverfälscht und spontan hören und wiedergeben. Er sucht Personen, die konkrete Grenzen auch gedanklich überwinden können. Graff möchte die praktischen »Gedankenschmuggler« in Ost und West finden. Diese Idee ist ein Grundpfeiler in seinen früheren Schriften über die Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen sowie über das Elsaß. Den *Gedankenschmuggel* stellt er als elsässische Fähigkeit dar, denn die Elsässer seien ein Volk, das nach dem Zweiten Weltkrieg freiwillig aus einer Kultur in eine andere wechselte. »Der Gedankenschmuggler prangert die Heu-

---

<sup>70</sup> Graff: Donauräume, 218, 233.

<sup>71</sup> Ebenda, 8.

<sup>72</sup> Graff gibt andererseits zu, dass die Wahl des Deltas als Reisebeginn auch mit dem Film zu tun hatte: »Auch ohne ein Sklave von Einschaltquoten zu sein, gebe ich zu: Es ist leichter – Exotik zieht immer –, einen Film im wiegenden Schilf des Deltas zu beginnen als zwischen Schwarzwälder Kuckucksuhren.« (Ebenda, 11.)



chelei des unvergänglichen Frankreich und des nicht minder unvergänglichen Deutschland an. Seine Heimat ist die Gemeinschaft der Bekloppten, der Verrückten, der Erpreßten, kurzum, all der Opfer der freien sozialen Marktwirtschaft, die im Namen der Demokratie der neuen Weltordnung geopfert werden. [...] Und wirklich zu Hause fühlt er sich nur dort, wo die Kopfgrenzen explodieren.«<sup>73</sup> Somit ist der »Gedankenschmuggler« ein Vermittler jenseits nationaler Grenzen.<sup>74</sup> Seine Heimat ist für ihn kein »Stück Boden«, sondern »eine Idee: *Liberté – Egalité – Fraternité*« (S. 11). Dieses Konzept begründet auch Graffs Herangehensweise an die ostmitteleuropäischen Minderheiten. Er verweist mehrmals auf das Donaubuch von Claudio Magris, der den mehrsprachigen Dichter Róbert Reiter – alias Franz Liebhard – mit folgender Aussage zitierte: »Ich habe gelernt, im Sinne von mehreren Völkern zu denken.«<sup>75</sup>

Graff sucht auf seiner Reise Zeichen des Kompromisses, der Toleranz gegenüber Minderheiten. Er sucht nach bereits bestehenden Verbindungen zwischen Westeuropa und Ostmitteleuropa und fragt, wo Spuren der westeuropäischen Präsenz in den Donauländern zu finden seien. Genauso aufmerksam verfolgt er die Spuren der kommunistischen Vergangenheit entlang der Donau. Er versucht das Europa-Bild der Bevölkerung der Donauländer nachzuzeichnen. Dabei stellt er seinen Interviewpartnern dieselben Fragen: »Was denken Sie über Europa?« – »Was halten Sie von der Demokratie?« – »Sind Sie glücklich?«

Graff prangert nationalistische Tendenzen in Ostmittel- und Westeuropa an und verfolgt besorgt deren Rolle beim Aufbau der neuentstandenen Staaten. Er beleuchtet die Identitätssuche in der Slowakei, in Kroatien, Serbien und der Ukraine sowie in Moldawien, aber auch in Deutschland, wo durch die *Wende* vor allem den Ostdeutschen eine neue Orientierung abverlangt werde.

Der Fluss fungierte in seiner Geschichte meistens als Grenze, behauptet Graff, und seit 1989 vermehren sich die neuen Grenzen an den Ufern der Donau (Kroatien – Serbien, Ukraine – Moldawien, Moldawien – Rumänien, Slowakei – Tschechische Republik). Die Donau sei dennoch der »Königsweg in ein neues Europa« (S. 8): »Trotz und entgegen aller Nationalismen, die unter den Fähnchen einer Unabhängigkeit ohne Demokratie wachsen und gedeihen, tragen die Menschen an der Donau die Hoffnung auf eine multikulturelle Zukunft in sich.« (S. 8-9.)

Hier werden an die Donauländer große Erwartungen formuliert. Allein die Tatsache, dass sie ethnisch weniger homogen sind, könne, so Graff, diese Staaten zu einem Vorbild für ein zukünftiges Europa machen. »Die Ufer der Donau sind ein Test für das Europa von morgen, nicht im Rea-

---

<sup>73</sup> Martin Graff: *Nackte Wahrheiten*. München 1994, 22.

<sup>74</sup> Ebenda, 20-24; *Ders.*: *Von Liebe keine Spur*. München 1996, 11-26.

<sup>75</sup> *Magris*: *Donau*, 344. Vgl. *Graff*: *Donauräume*, 9.

genzglas, sondern mitten im Leben. Wir Westeuropäer haben vergessen, in diesem Freiluftlabor zu forschen und verstehen deshalb nichts von den Problemen im ehemaligen Jugoslawien.« (S. 9.) Graff erwartet von den Erfahrungen in den Donauländern richtungweisende Impulse für die Zukunft Europas. Er sucht nach Europatauglichkeit und spricht die Fehler der westeuropäischen ebenso wie jene der ostmitteleuropäischen Länder an.

*Suche nach Grenzgängern und »Gedankenschmugglern«*

Graff geht also davon aus, dass die ostmitteleuropäischen Länder genauso europäisch sind wie alle anderen europäischen Staaten. Während Wischenbart Gebiete suchte, in denen westeuropäische Werte nicht mehr wirkten, versucht Graff das Europäisch-Sein aller Donauländer zu beweisen oder wenigstens Beispiele für verbindende und vermittelnde Tendenzen nachzuweisen. Er bezeichnet zwar die Donau als »Fluss der Grenzen« (S. 10), trägt jedoch ein Wunschbild vom vereinten Europa in sich – von einem Europa, in dem Menschen nicht mehr unter Grenzen leiden müssen, die aus Kalkül oder Unkenntnis ethnischer Begebenheiten gezogen wurden. Für dieses Konzept sind Begegnungen mit Menschen, die die existierenden Grenzen nicht akzeptieren, ignorieren oder bewusst bekämpfen, von zentraler Bedeutung, wie nachfolgende Beispiele verdeutlichen.

Graff traf an der moldawisch-ukrainischen Grenze Costa, einen 77jährigen Zigeuner aus der Republik Moldau. »Zwischen der moldawischen und der ukrainischen Grenzstation liegen zwei Kilometer, auf denen ein Fußgänger weder von der einen noch von der anderen Seite aus gesehen werden kann. Dort bin ich Costa das erstmal begegnet.« (S. 34-35.) Der Autor passierte, anders als Costa, regulär die Grenze, sah ihn überraschenderweise aber trotzdem auf der anderen Seite der Grenze wieder. Costa lebte seit langem in dieser Gegend, noch bevor 1991 die neue Grenze zwischen der Ukraine und der Republik Moldau errichtet wurde. Er ging früher häufig über die Felder, um seine Töchter zu besuchen, und dabei machte er ab und zu Rast unter einer Pappel, unter der er vor sechzig Jahren seine spätere Frau verführt hatte. Seit der Grenzziehung konnte er jedoch nicht mehr zu dem Baum gelangen, weil die ukrainischen Grenzer direkt in dessen Nähe ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Der hinderliche Charakter der Grenze wird auch im alltäglichen Leben der Bauern dargestellt. Es gibt moldawische und ukrainische Bauern, deren Felder im jeweils anderen Land liegen. Um sie bestellen zu können, müssen sie die Grenze passieren. Graff beschreibt diesen Zustand folgendermaßen: »Am ukrainischen Zoll erleben wir ein Durcheinander, das eines Jacques-Tati-Films würdig wäre. Die Bauern passieren zu Fuß, zu Pferd, auf roten Motorrädern mit Beiwagen und im Auto die Grenze. Esel, Ochsen, Pferde und andere Zugtiere werden mitsamt ihrem Gespann von den

Zöllnern an der Station vorbei über die Wiese gebeten, damit sie die Straße nicht auf natürliche Art verschmutzen. Da die Tiere mindestens genauso zahlreich sind wie die Motorfahrzeuge, müßte man eigentlich einen hauptamtlichen Mistbräumer einstellen, um zu vermeiden, daß die Zöllner und Polizisten in einem Freiluftstall Dienst tun. Aber das kann sich auch eine neokommunistische Verwaltung nicht erlauben.« (S. 30.) Die Unannehmlichkeiten der Bauern und die rührende Geschichte von Costa deuten auf poetische Weise auf das einschneidende Wesen einer neuentstandenen Grenze hin. Costa und die Bauern haben den Raum durch ihre Erlebnisse beziehungsweise mit ihren Feldern zuvor schon markiert. Sie müssen jedoch dem Staat als höherer Instanz, genauer: seiner Grenze ausweichen.

Graff bleibt bei der Schilderung dieser persönlichen Betroffenheiten nicht stehen, sondern versucht Costas Fall auf eine allgemeine Ebene zu heben. »Costa, 77 Jahre alt, ist Zigeuner, Bürger einer Donau ohne Grenzen, wie sie nur in den Köpfen des fahrenden Volkes existiert – wohl das einzige Volk, das nicht seine Zeit damit vergeudet, eine Zigeuner-Armee, eine Zigeuner-Währung, eine Zigeuner-Polizei und einen eigenen Zigeuner-Staat zu fordern.« (S. 33.) Graff unterstellt dadurch einerseits einen geistigen Zusammenhalt zwischen den einzelnen Zigeuner-Gruppen von der Moldauischen Republik über Rumänien und der Slowakei bis nach Ungarn. Andererseits weist er ihnen eine angeblich bewusste positive Entscheidung gegen den vom Autor angeprangerten Nationalismus nach. Durch diese Idealisierung wird Graff unglaubwürdig, er entfernt sich von den realen Zuständen, so dass die beschriebenen Szenen ihre Kraft verlieren. Schließlich endet die Beschreibung Costas im Kitsch: »Und dann drehten wir die anrührendste Szene des Films. Als Costa im Maisfeld verschwand, um über die Grenze zu wandern, fingen die Halme an zu singen. Als er nach den Dreharbeiten schließlich wieder ins Auto stieg, das ihn nach Hause bringen sollte, glitten zwei oder drei Tränen an seinen staubigen Hosen hinab – und als sie auf dem Boden zerplatzten, verwandelten sie sich in Sterne.« (S. 35.)

Graff hegt eine besondere Sympathie für die russischsprachigen Lipowaner im Donaudelta (rum. *lipoveni*, russ. *staroobradcy*, selten *lipovane*<sup>76</sup>). Diese Fischerleute sind vor 250 Jahren aus religiösen Gründen aus Russland ausgewandert und fanden Zuflucht im Budschak (heute in der Ukraine) sowie in der Norddobrudscha (Rumänien)<sup>77</sup> – eine Minderheit mit slawischer Muttersprache, die mit einer romanischen Mehrheitsnation zusammenlebt. Die Parallelen mit den Elsässern brauchen nicht weiter erläutert zu werden. Die Rolle der Minderheiten in den jeweiligen Staaten ist für Graff von zentraler Bedeutung. Bemerkenswert ist bei seinem Umgang

---

<sup>76</sup> Vgl. Peter Jordan – Thede Kahl: *Ethnische Struktur*. In: Rumänien. Hgg. Thede Kahl [u. a.]. Wien/Berlin 2006, 63-87, hier 76.

<sup>77</sup> Einige Tausend Lipowaner leben auch in der Bukowina und in der Moldau.

mit den Lipowanern die Gewichtung, die er vornimmt, um diese zahlenmäßig kleine Gruppe<sup>78</sup> als ein Garant für die multikulturelle Zukunft Europas darzustellen. Das friedliche Zusammenleben der Nationalitäten im Delta kann jedoch nicht als ein typisches Beispiel für Europa gelten, denn die einzelnen Gruppen konnten ihre Eigenständigkeit bisher nur deshalb so unberührt bewahren, weil ihre Interessen nicht mit denen der rumänischen beziehungsweise ukrainischen Mehrheit kollidierten. Graff stellt selbst fest, dass die russische Mutternation kein Interesse zeigt, die Fischer bei der Pflege ihrer slawischen Muttersprache zu unterstützen. Die Lipowaner fordern keine Autonomie und drohen auch nicht mit Gebietsabspaltungen, so dass ihre Situation nicht verallgemeinert und auf die Rolle und Lage anderer nationaler Minderheiten in Europa übertragen werden kann.

Graff führt seine Gedanken über die Minderheiten im Donauraum während seiner Reise im Budapester Zirkus noch aus. In Erinnerung unter anderem an Costa malt es sich die Ufer der Donau als Ränder »der größten ethnischen Manege Europas« (S. 158) aus. Die Artisten symbolisieren für ihn eine Donau ohne Visum und Pass, Zigeuner und Zirkusmenschen seien daher in der Lage, auch zwischen imaginären Grenzen zu leben. »Aber nicht nur Zigeuner und Zirkusmenschen verkörpern eine Donau ohne Visum, sondern auch die Juden, die von einem Volk zum anderen wandern. Sie brauchen nur mit einem einzigen Koffer zu reisen, aber in ihm befinden sich tausend Schlüssel, mit denen sie sich Zugang zu jedem Gastland verschaffen können. Zigeuner, Zirkusartisten und Juden sind die Donaubürger par excellence, die mit der Mentalität von verschiedenen Völkern denken können.« (S. 158.)

Graff bezeichnet die Juden ähnlich wie die Zigeuner als ein fahrendes Volk, das freiwillig von einem Volk zum anderen wandern würde. Die zahlreichen Pogrome und Verfolgungen, die die Juden immer wieder zur Flucht und nicht zum Wandern gezwungen hatten, werden ausgeblendet. Ihre Not, dass sie durch jahrhundertelange Diskriminierung und infolge antijüdischer Gesetze auf den Koffern sitzend leben mussten, wird mit der Assoziation zur vergnüglichen Reise verhöhnt. Unwillkürlich drängt sich die Aussage in Deutschland lebender Holocaust-Überlebender auf, die – distanziert und abwartend, wegen der Angst vor neuerlichen Wellen des Antisemitismus – gefühlsmäßig noch immer auf der Flucht<sup>79</sup> leben. Auch die Aussage, die Juden fänden die Schlüssel zu jedem »Gastland«, lässt fragen, ob sie tatsächlich zu einer ewigen Gastrolle verurteilt sein sollen.

---

<sup>78</sup> Nach der rumänischen Volkszählung von 2002 gibt es 35.791 russischsprachige Lipowaner/Russen (Christoph Pan: Minderheitenrechte in Rumänien. In: Minderheitenrechte in Europa. Handbuch der europäischen Volksgruppen. II. Hgg. Christoph Pan, Beate Sibylle Pfeil. Wien 2006, 418-419).

<sup>79</sup> Vgl. die Rede von Charlotte Knobloch anlässlich der Grundsteinlegung des Jüdischen Zentrums auf dem Jakobsplatz in München. In: Süddeutsche Zeitung, 10. November 2003.

Grenzgänger, deren Leben durch die Entstehung neuer Grenzen zwar beeinflusst wurde, die aber versuchen, an ihrem bisherigen Leben über die Grenzen hinweg festzuhalten, stehen für eine Art, wie man einen Zusammenhalt in Europa trotz Bildung neuer Staatsgrenzen aufrechterhalten kann. Die andere Möglichkeit zeigt Graff am Beispiel der »Gedankenschmuggler« auf. Er nennt unter anderem eine französische Schwimmerin rumänischer Abstammung, Roxana Maracineanu, die 1998 Weltmeisterin über 200 Meter Rücken wurde. Reporter versuchten ihr nach dem Sieg das Geständnis zu entlocken, sie sei stolz für Frankreich, worauf sie erklärte: »Natürlich bin ich stolz für das französische Volk, das mich aufgenommen hat und dem ich mich verbunden fühle, aber genauso stolz bin ich für Rumänien; dort bin ich geboren, auch das ist mein Volk.« (S. 47-48.) Graff nennt Maracineanu eine »Gedankenschmugglerin«, sie lehre die fanatischen Nationalisten »mit der Mentalität mehrerer Völker zu denken«.

Graff machte sich auch in Preßburg (*Bratislava, Pozsony*) Gedanken über den »Gedankenschmuggel«. Er traf auf den aus Köln stammenden jungen deutschen Doktoranden Christoph, der seine Doktorarbeit über die Geschichte Preßburgs zwischen 1900 und 1920 schrieb. Christoph stellte dem Autor die Jüdin Edita vor, die in Preßburg aufgewachsen war, das Konzentrationslager Auschwitz überlebt hatte und nun Graff von ihrer Kindheit in dem damals noch mehrsprachigen Preßburg erzählte. Ihre Mutter sei Deutsche, ihr Vater Ungar gewesen, und sie sei in die slowakische Schule gegangen, so dass sie dreisprachig aufwuchs.

Ein anderes Beispiel für das multikulturelle Preßburg sei das Theater gewesen, von dem Christoph erzählte, dass hier unter der Leitung eines Schauspielers täglich ein deutsches und ein ungarisches Ensemble gespielt hätten. Doch nach der Deportation und Vernichtung der Juden und der Vertreibung der Deutschen nach 1945 sei von diesem Preßburger Geist nicht mehr viel übrig geblieben. Auch wenn Christoph im Gespräch versuchte, seinen Optimismus aufrechtzuerhalten, hat für Graff diese Art von »Gedankenschmuggel« ihre Existenzgrundlage verloren. »Preßburg ist, trotz Christophs Donauträumen, wirklich Bratislava geworden.« (S. 177.) Die in der Stadt verbliebenen Ethnien, vor allem Slowaken und Magyaren, würden die frühere Idee des »Gedankenschmuggels« nicht mehr fortführen, sondern in jeweils abgeschlossenen Kreisen nebeneinander, nicht miteinander leben.

Während Graff die Situation der Lipowaner stark idealisiert und zur Lage der Zigeuner und Juden im Donauraum einen sehr romantisierenden Zugang wählt, beurteilt er die Gegenwart von Preßburg eher nüchtern.

### Wahrnehmung

Ein zentraler Analysepunkt der Reisebeschreibungen richtet sich auf die Beziehung zwischen dem Erlebten und dem in schriftlicher Form Wiedergegebenen. Die Untersuchung der Wahrnehmungsstrategien, ihrer Überprüfbarkeit im Text sowie ihres Bezugs zu den gewonnenen und dargestellten Informationen und Bildern soll Graffs Blick auf die ostmittel- und mitteleuropäischen Länder verdeutlichen. Graff ist der Strecke zwischen Quelle und Mündung fünf Mal gefolgt – mit dem Auto, zu Fuß, mit dem Rad, dem Schiff, dem Zug und dem Flugzeug –, ehe er die Reise aufzeichnete.<sup>80</sup> Auf die unterschiedlichen Entdeckungsfahrten weist er an manchen Stellen hin, der Prozess der Meinungsbildung während seiner Etappen ist jedoch in der Reisebeschreibung kaum nachvollziehbar. Das Wechselspiel zwischen Erfahrenem, Gewusstem, Dazugelesenem wird nicht thematisiert.

Demski und Wischenbart geben an mehreren Stellen ihre eigene Orientierungslosigkeit zu.<sup>81</sup> Dies kommt bei Graff fast nicht vor. Er hat ein vorgefertigtes und abgeschlossenes Konzept; er stellt seine Fragen und bekommt in den überwiegenden Fällen die gesuchten Antworten. Wie er sich jeweils den Weg zu seinen Interviewpartnern erarbeitet, ist aus seiner Reisebeschreibung nicht ersichtlich.

Graff fährt nirgendwo los, er ist, und mit ihm der Leser, sofort mitten im Geschehen. Dementsprechend beginnt seine Reise: Er steht auf dem Marktplatz von Vilkovo (Ukraine) und wird von rechts und links von Passanten angesprochen.<sup>82</sup> An vielen Stellen wird klar, dass Graff die Gegenden alleine und auch ohne Kamera erkundet hatte, bevor die Aufnahmen gemacht wurden. Auch wenn der Leser von diesen früheren Reisen erfährt, wird nicht deutlich, was sie für Graff bedeuteten. Seine Darstellungen können fast an keiner Stelle als Eindrücke eines erlebenden Subjekts eingeordnet werden. Graff spricht nicht mit den Menschen, er interviewt sie. Auch mit den Freunden, die er vor den Dreharbeiten kennengelernt hatte, führte er wider Erwarten keinen intensiveren Dialog. Diese Gespräche erscheinen sogar farbloser als die spontanen Interviews. Graff schildert in seiner Reisebeschreibung nicht einen Erkenntnisprozess, sondern präsentiert dem Leser ein vorgefertigtes Konzept, in das er die einzelnen Begegnungen einordnet. Dieser ergebnisorientierte Stil hat zur Folge, dass Graff stellenweise den *Menschen* hinter den Interviewpartnern nicht gerecht wird.

Die unterschiedlichen Wahrnehmungsmuster, wie sie bei Wischenbart am Beispiel seiner Bukarest-Erfahrung<sup>83</sup> gezeigt wurden, sind bei Graff fast

<sup>80</sup> Vgl. Graff: Donausträume, 10, 25.

<sup>81</sup> Vgl. Demski 116, 126; Wischenbart: Canettis Angst, 102, 123, 132-133.

<sup>82</sup> Graff: Donausträume, 13.

<sup>83</sup> Vgl. Wischenbart: Canettis Angst, 115-168.

nicht nachzuvollziehen. Graff berichtet nicht über eine eventuelle Orientierungslosigkeit, ist aber häufig bemüht, einzelne Erlebnisse durch Vergleich mit eigenen Erfahrungen als Westeuropäer zu erklären. An mehreren Stellen versucht er, den Ostmitteleuropäern deutlich zu machen, dass vieles, was sie in ihrem eigenen Land kritisieren, auch in Westeuropa nicht besser funktioniert.<sup>84</sup>

### *Demokratie und Europa*

Es ist Graffs zentrales Anliegen, Einheimische anzusprechen und die Meinungen einfacher Menschen an der Donau zu hören. In seiner Einführung erwähnt er, dass er und sein Fernsehteam bewusst nicht mit Prominenten sprechen wollten.<sup>85</sup> Es gelingt ihm tatsächlich, sehr viele Menschen zu interviewen; in jedem Kapitel kommen etwa zwanzig Personen zu Wort, die Mehrheit nur für einen Satz, zwei bis drei Interviewpartner aber ausführlicher.

Graff stellt fest, dass bei vielen Staatsgründungen nach der *Wende* in Ostmitteleuropa nicht die demokratische Ordnung, sondern der Nationalstaat, die Mehrheit einer Ethnie im Vordergrund stand. In der Multikulturalität Ostmitteleuropas sieht er trotz nationalistischer Tendenzen eine Grundlage für die multikulturelle Zukunft in Europa, die jedoch nur mit den demokratischen Spielregeln kombiniert zum Tragen kommen könne.<sup>86</sup> Graff stellt daher den meisten Gesprächspartnern die Frage, was sie über die Demokratie und Europa denken. Bei den Antworten muss er feststellen, dass sich die Menschen oft nicht Europa zugehörig fühlen, allerdings nicht weil sie von ihrer Zugehörigkeit nicht überzeugt wären, sondern weil sie ihre Mitgliedschaft vom Westen in Frage gestellt sehen. Andere Befragte sind nur an der eigenen Zukunft interessiert, wobei einige Europa positiv sehen, ihre Erwartungen sich aber in erster Linie auf die Besserung der eigenen Lebensumstände richten. Graffs Fragestellung führt dazu, dass die meisten die Fragen »Was denken Sie über die Demokratie?« und »Was denken Sie über Europa?« aufeinander beziehen, als wäre gefragt worden: »Was denken Sie über die europäische Demokratie?« Infolge dieser Kopplung denken sie nicht über *ihre* Vorstellung von Demokratie oder über die Chance der Demokratie in *ihrem* Land nach, sondern über die *europäische Demokratie*, die sie mit der Europäischen Union und dem westeuropäischen Lebensstandard verbinden. Es ist aber auch möglich, dass viele mit dem Begriff der Demokratie die Hoffnung auf Verbesserung ihrer Lebensumstände verbinden würden.

---

<sup>84</sup> Vgl. Graff: Donauträume, 24-25, 50-51, 54, 77.

<sup>85</sup> Ebenda, 12.

<sup>86</sup> Ebenda, 8-9.

Graffs Fragen verraten letztendlich, dass er von Europa ein Bild entworfen hat, in dem er zwar den Ostmitteleuropäern einen Platz einräumt, zugleich aber als selbstverständlich voraussetzt, dass die Träume der Menschen im Donauraum auf Europa und den Westen ausgerichtet sind. Nicht zuletzt die Richtung seiner Reise von Ost nach West verdeutlicht dies.

### *Schlussbemerkung*

Mitteleuropa war in den 1980er Jahren für viele Ostmitteleuropäer eine Größe, die als Projektionsfläche für die Überwindung von Ungleichzeitigkeiten in Gesellschaft und Politik, für demokratische Umgangsformen und die Zugehörigkeit zu Europa stand. In den 1990er Jahren verlor das Mitteleuropa-Konzept in Teilen seine Legitimation, während einige Ideen und Zukunftsträume auf Europa ausgedehnt wurden. Das Bild der Westeuropäer von Ostmitteleuropa ist noch heute in Bewegung, anhand der Reiseberichte konnten einige seiner Konturen nachgezeichnet werden.

Eva Demskis Beschreibung über das Budapest der 1970er und 1990er Jahre sowie ihr Puszta-Besuch ergeben keine Hinweise darauf, dass sich ihre Annäherung an Ostmitteleuropa nach der *Wende* verändert hat. Nach wie vor unterscheidet sie zwischen Gewohntem, also Eindrücken, die auf den ersten Blick einen westeuropäischen Charakter haben, und Exotischem, Unbekanntem. Als sie feststellt, dass in Budapest ähnliche Verhältnisse herrschen wie in westeuropäischen Großstädten, verliert sie ihr Interesse an der Stadt. Sie macht sich nicht die Mühe, den Besonderheiten Budapests nachzuspüren, seinen eigenen Charakter zu ergründen, sondern sucht nach neuen exotischen Erfahrungen, die sie in der Puszta, in einer Reitervorstellung findet. Demskis Begegnung mit der Puszta und den Hirten ist ein authentisches Erlebnis, es steht außer Frage, dass jener Nachmittag für sie berührend und wichtig war. Es muss aber hervorgehoben werden, dass ihr Bild die existierenden Klischees über Ungarn mit den *csikós* und den Pferden bedient. Bei ihr kann man keine Ausdifferenzierung des Blickes nach der *Wende* feststellen, weil sie sowohl im Sozialismus der 1970er Jahre als auch in der jungen Demokratie der 1990er Jahre gleichermaßen nach Exotik sucht. Dies sagt mehr über Eva Demski selbst aus, als über Ostmitteleuropa.

Martin Graff zeichnet am Anfang seiner Reisebeschreibung von der Donau und den Menschen in den Anrainerstaaten das Bild einer *terra incognita*. Er stellt einige interessante und sympathische Ideen darüber vor, wie ein zukünftiges Europa aussehen könnte. Dazu gehören der von Claudio Magris übernommene Gedanke von Menschen, die in der Lage sind, mit den Mentalitäten mehrerer Völker zu denken, sowie seine eigene Idee des *Gedankenschmuggels*. Doch die entsprechenden Beispiele sind stark idealisiert und drohen teilweise ins Klischeehafte abzurutschen. Demokra-



tische Strukturen hält Graff in einem zukünftigen Europa für unerlässlich, von einer vermittelnden Rolle der Minderheiten in Ostmitteleuropa erhofft er sich positive Impulse für das friedliche Miteinander der Völker Europas.

In seinem vorgefertigten und abgeschlossenen Konzept weist Graff Ereignissen wie Menschen eine feste Stelle zu. Vielleicht ist dieses Vorgehen auch auf die filmische Darstellungsart zurückzuführen: Denn während der Zuschauer auf dem Bildschirm die Rahmenbedingungen eines Gesprächs und die Akteure selbst sehen kann, ist der Leser ausschließlich auf die Erläuterungen des Autors angewiesen. Die Notwendigkeit schneller Szenenwechsel und Schnitte für das Fernsehprogramm mag auch dafür verantwortlich sein, dass den meisten Interviewten die gleichen kurzen Fragen gestellt wurden, und den Gesprächspartnern nur wenig Raum blieb, ihre eigenen Interessen und Probleme zu artikulieren. Die Interviews haben oft den Charakter reiner Meinungsumfragen ohne tiefere Überlegungen und Empathie für die Befragten. Graff beraubt sich durch dieses ergebnisorientierte Vorgehen der Möglichkeit, neue Anregungen zu erfahren und sein Bild von Ostmitteleuropa zu erweitern. Bei genauerer Betrachtung bewegt sich der Westeuropäer Graff nicht nach Ostmitteleuropa, sondern bemüht sich, die Bewohner des Donauraumes und vor allem die dort lebenden Minderheiten nach *Europa* zu holen.

Die Reise von Rüdiger Wischenbart lag von den drei analysierten Berichten der *Wende* zeitlich am nächsten. Wischenbarts Grenzerfahrungen zeigen, dass die Abgrenzung in Osteuropa damals noch real war. Er hinterfragt die undifferenzierten Hoffnungen, die auf das vereinigte Europa projiziert wurden. Sein Hinweis auf die Türkei als mögliche Drehscheibe der europäischen Einigung oder als Alternative zur Westorientierung der ostmitteleuropäischen Staaten ist wohl weniger ein ernstgemeintes Konzept. Diese Ideen fänden sicher auch heute kaum Befürworter. Doch am Anfang der 1990er Jahre, als die meisten westeuropäischen Staaten ihre Grenzen für Ausreisewillige aus den ostmitteleuropäischen Staaten schlossen, konnte dieser Gedanke als Spitze gegen Westeuropäer verstanden werden. Letztere sollten so zur Solidarität mit den *neuen Europäern* ermahnt werden. Wischenbart trifft nicht mit so vielen Menschen zusammen wie Graff, die wenigen aber stellt er als lebendige Individuen mit eigener Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dar. Ähnlich nähert er sich den Städten, die er in ihren mitteleuropäischen Kontext einfügt. Seine Wahrnehmungsmuster variieren je nach Situation. Dabei gesteht er sich auch das Gefühl der Unsicherheit und Orientierungslosigkeit ein, wenn er keinen Zugang zu einem Ort findet. Er bemüht sich aber, durch Lektüre, genaue Beobachtung und Kontakt zu Einheimischen einen eigenen Standpunkt zu erarbeiten. Bis zum Ende der Reise entwirft er ein nüchternes Bild von Ostmittel- und Osteuropa, jenseits von übersteigerten Hoffnungen und realitätsfernen Ängsten sowie Idealisierungen im Westen.

Bezüglich der allgemeinen Lage betonen alle drei Autoren die persönliche Bereicherung, die ihnen die Begegnungen und Bekanntschaften, aber auch die Lektüre von Werken über sowie aus der Region bescherten. Hoffentlich erwächst aus dieser real *erfahrenen*, erlebten und erlesenen Annäherung eine dauerhafte Wirklichkeit, die auch andere zum geistigen und physischen Aufbruch bewegt: »Reisen heißt leben. Jedenfalls doppelt, dreifach, mehrfach leben.«<sup>87</sup>

---

<sup>87</sup> Andrzej Stasiuk: *Fado. Reiseskizzen*. Frankfurt am Main 2008, 39.